



Soldat

unter zwei Diktatoren

Ein Südtiroler Schicksal im Zweiten Weltkrieg

ATHESIA

Gabriele Neunhäuserer Wallnöfer



momox.com/sale



A-xs9v69

Es brauchte eine gehörige Portion Mut, um als
Rekrut vor dem Militärgericht in Trapani
auf den Duce zu verweigern. Auch Jahre später, nach der für
Südtirol so schmerzlichen Option, bewies Ernst Neunhäuserer
als Soldat der deutschen Wehrmacht Courage: Er ließ sich im
Partisanenkrieg in Jugoslawien von der von Kriegsfanatikern
aufgeheizten Stimmung nicht anstecken und begegnete der
einheimischen Bevölkerung stets mit Menschlichkeit und
Würde. Diese Einstellung half ihm und seiner Einheit, den
Einsatz unbeschadet zu überstehen. Der gegen Ende April
1945 Hunderte Kilometer lange Fußmarsch Richtung Heimat –
zuerst Auftrag, dann Flucht – sollte noch zur größten Gefahr
werden ...

„Die Tagebücher des Ernst Neunhäuserer aus Olang vermitteln
uns ein anschauliches Bild über einen dramatischen Abschnitt
der Geschichte Südtirols. Sie erzählen vom Leben eines ein-
fachen Handwerkers in den Jahren des Faschismus, von Option
und Umsiedlung und des Zweiten Weltkrieges.“

Leopold Steurer, Historiker

19,90 € (I/D/A)

ISBN 978-88-6839-335-9



9 788868 393359

athesia-tappeiner.com



Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch die Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur.

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar:
<http://dnb.d-nb.de>

2018

Alle Rechte vorbehalten

© by Athesia Buch GmbH, Bozen

Umschlagfoto: Trevillion Images und

Privatarchiv Gabriele Neunhäuserer Wallnöfer

Fotos: Südtiroler Landesarchiv (Seite 17), Stadtarchiv Dornbirn (Seite 64 oben),

Wikipedia (Seite 99), alle weiteren Bilder: Gabriele Neunhäuserer Wallnöfer

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Athesia Druck, Bozen

ISBN 978-88-6839-335-9

www.athesia-tappeiner.com

buchverlag@athesia.it



designed + produced
IN SÜDTIROL

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

- 7 Vorwort

- 9 Olang, im Jahr 2000
- 13 Kindheit und Jugend
- 25 Die militärische Ausbildung in Kalabrien
- 43 Jahr 1939: Mein Heeresdienst in Trapani
- 55 Die Option
- 63 In der Fremde
- 67 Die Einberufung zur deutschen Wehrmacht
- 75 Im slowenisch-kroatischen Partisanengebiet
- 87 Das deutsche Kriegsgesetz der Vergeltung
- 93 Aufbruch
- 105 Im Kärntnerland, 4-Mai
- 115 Die Flucht
- 121 An der Grenze
- 127 Dem Tod ins Auge gesehen
- 133 Endlich daheim

- 140 Glossar
- 143 Quellen

Soldat

Omt Amhänseren

2439 Fant. Regg. di Grenade

1935 ~ 1936

Catanzaro

Nº 14163

Distretto 93 Bolzan

Vorwort

Tagebücher sind eine wichtige Quelle für den Historiker und eine grosse Bereicherung für unser Wissen über die Vergangenheit. Auch wenn sie das historische Geschehen aus der Sicht des Protagonisten und damit oft aus einer subjektiven Optik heraus schildern, so sind sie doch zumeist von einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, an die eine wissenschaftliche Darstellung zumeist nur selten herankommt. Darin liegt denn auch das Faszinierende von Tagebüchern als authentische Dokumente ihrer Zeit für den Leser.

Die Tagebücher des Ernst Neunhäuserer aus Olang vermitteln uns ein anschauliches Bild über einen dramatischen Abschnitt der Geschichte Südtirols. Sie erzählen vom Leben eines einfachen Handwerkers in den Jahren des Faschismus, von Option und Umsiedlung und der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Leopold Steurer

Olang, im Jahr 2000

Seit Jahren lebe ich nun alleine hier im Haus, und die Zeit wird mir inzwischen oft lang. So still ist es um mich geworden. Überhaupt an den finsternen, nicht enden wollenden Abenden schweifen meine Gedanken in die Vergangenheit meines langen, oft schicksalhaften Lebens zurück. Manchmal versuche ich noch auf meiner alten Ziehharmonika ein flottes Stück. Auf wie vielen Bällen und bunten Abenden habe ich in alten Zeiten zum Tanz aufgespielt! Die Wände könnten auch erzählen, wie sehr hier gearbeitet wurde, früher, als wir noch zu fünft waren, die Nähmaschinen surrten, wie die drei Töchter aufwuchsen, lachten, zankten, weinten... und dann, wie es sein soll, ihrer Wege gingen. Eine schöne Abwechslung brachten die vielen treuen Hausgäste, die meine Frau versorgte. Schlimm war, als meine geliebte Gattin Marianna starb und einige Jahre darauf die jüngste Tochter auszog. Dann ist es ruhig geworden, hier in der «Schneiderstube» und im ganzen Haus.

Oft blicke ich an die Wand, tapeziert mit den vielen eingerahmten Ehrenurkunden, die ich im Laufe des Lebens erhielt. Sicher, sie erfüllen mich mit Genugtuung, überhaupt die Ehrenmedaille des Landes Tirol, die mir für meinen Einsatz im Wiederbeleben des Trachtenwesens vom Tiroler Landeshauptmann Eduard Wallnöfer verliehen wurde.

Jetzt, da meine Welt kleiner geworden ist, ich nicht mehr arbeite, auch keine weiten Reisen oder Wanderungen mehr unternehme, habe ich viel Zeit fürs Lesen und Musikhören sowie in Fotoalben zu blättern. Oft hole ich noch die Schatulle mit meinen Soldatenfotos aus der alten Kommode hervor. Erinnerungen, nichts wie Erinnerungen: Von meinen ehemaligen Kameraden, die mir nahestanden, lebt niemand mehr. An den damaligen Richter von Trapani, meinen loyalen Vorgesetzten



dort, und Feldwebel Staffler im Partisanengebiet von Jugoslawien denke ich heute noch oft zurück.

Drei Kriegsausbildungen unter zwei Diktatoren! Vorgesetzte und Militärkollegen kommen mir in den Sinn. Wer von ihnen lebt etwa noch?

Dann im Zweiten Weltkrieg zwar wurde ich erst spät einberufen, trotzdem ein Wunder, dass ich ihn heil überstand. Sollte ich vielleicht meine Erlebnisse aufschreiben? Meine Tagebücher existieren ja noch, Tonbandkassetten, auf denen ich für Hörfunksendungen Kriegererlebnisse erzähle, ebenfalls. Da aber meine Töchter für solche Berichte zu meinem Leidwesen kein Interesse zeigen, könnten die Erinnerungen an mein Soldatenleben für meine Enkel und weiteren Nachkommen als aufschlussreiches Zeitdokument einmal wichtig sein.

Oder ... sollte ich vielleicht meiner Jüngsten, Gabriele, die Soldatenfotos und Erzählungen anvertrauen. Sie schreibt gerne in lokalen Zeitungen und hat bereits in einem Buch meine bewährten Erfahrungen als Trachtenschneider veröffentlicht. Wie ich sie kenne, wird sie später, wenn ihre Kinder einmal «flügge» werden, mir sicher diesen Wunsch gerne erfüllen.

Um meine gradlinige Haltung und Einstellung besser zu verstehen, beginne ich kurz bei meiner schweren Kindheit und Jugendzeit: Schlimme Zeiten, aber sie haben mich fürs Leben starkgemacht.

*«Schickt alle Kinder zu den Bauern,
dort gibt's Arbeit, und keines ist noch
verhungert!»*

Kindheit und Jugend

Im Jahre 1912 kam ich als ältestes von elf Kindern in Mitterolang im Pustertal zur Welt. Ich war damals noch Bürger des Kronlandes Tirol und der grossen K.-u.-k.-Monarchie Österreich-Ungarn. Mein Vater Josef war Schneider und Musiker, die Mutter Elisabeth Huber eine gut ausgebildete Wirtshausköchin. Bereits als kaum Dreijähriger erlebte ich zu Hause grosse Trauer und Verzweiflung wegen meiner drei im Ersten Weltkrieg gefallenen Onkel: Johann, Franz Josef und Josef aus Geiselsberg. Sie mussten nacheinander einrücken und fielen für «Gott, Kaiser und Vaterland», wie es so schön hiess: Franz Josef im März, Johann im August 1915, beide in Ungarn. Josef hingegen kehrte aus Galizien nicht mehr zurück. Er fiel im Juni 1915.

Das Weinen meiner Mutter konnte ich nie vergessen. Bereits damals schon prägte mich das Wort «Krieg» und bedeutete arge Hungersnot, Kampf, Tod und Tränen.

Im Herbst 1918 ging der grausame Krieg zu Ende, und die riesige Monarchie zerbrach. Für meine Familie gab es ein schlimmes Erwachen: Nicht nur, dass unser kleines Land von Tirol und der Monarchie abgetrennt wurde, sondern auch die gesamten Ersparnisse waren verloren. Diese hatten meine Eltern in Kriegsanleihen angelegt, um damit dem Kaiser zum Sieg zu verhelfen und um später einmal eine Liegenschaft zu erwerben.

Ich kann mich gut erinnern, wie oft mir mein Vater die abgegriffene Landkarte der riesigen Vielvölkermonarchie gezeigt und alle Kronländer erklärt hat. «Als Österreicher sind wir eingeschlafen, und als Italiener wachen wir auf! Das soll einer erleben!» Diese Haltung und Ablehnung den Italienern gegenüber hat unsere Familie geprägt.

Noch immer kann ich meinen Eltern nicht verzeihen, dass sie bei mir, dem Ältesten, auf eine gediegene Schulausbildung kaum Wert legten.

Da ich gegen Jahresende geboren wurde und der Schulweg weit war, liessen sie mich erst ein Jahr darauf mit dem Jahrgang 1913 einschulen. Rosina Saxer unterrichtete die unteren Klassen, Pfarrer Leopold Wallnöfer war Religionslehrer. Vier Volksschuljahre besuchte ich in Niederolang. Dann kam ich zu einem Grossbauern ins abgelegene Gsieser Tal, um mir den Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Natürlich war mit dem Bauern besprochen worden, dass ich im Winter dort auch die Schule besuchen dürfte und Zeit für die Hausaufgabe hätte. Der Grossknecht verlangte jedoch von mir schwerstes Arbeiten. Ohne Schutz war ich hilflos der Hierarchie der Knechte ausgeliefert und musste allen zu Diensten sein. Sogar in der Mittagspause, wenn endlich das dampfende Essen auf den Tisch kam, wurde ich von ihnen zum weit entfernten Laden auf der anderen Talseite geschickt, um Pfeifentabak zu holen. Erschien ich endlich hundemüde bei Tisch, rief manchmal ein anderer Dienstbote: «Was, du warst Tabak holen? Ich hab' auch keine Zigaretten mehr! Bub, musst nur nochmals hinüberlaufen!» Oft blieben für mich dann nur mehr einige kalte Essensreste übrig.

Zweimal kam der Lehrer ins Haus, um an meine Schulpflicht zu erinnern. Jedes Mal durfte ich dann ein paar Tage zum Unterricht, war ausgegrenzt, verstand nichts und wurde ausgelacht.

Als schliesslich der Schulmeister nochmals auf dem Hof erschien, um mich Schulpflichtigen abzuholen, erlaubte dies der Grossknecht nicht. Es handelte sich doch um mich, den Buben, der täglich mit der Hand keuchend und schwitzend bis zum Nasenbluten die Futtermaschine antrieb und allen diente. Dieser Meinung war auch die Bäuerin. Bepackt mit Wurst und Speck verliess der Lehrer darauf den Hof und wurde nie mehr gesehen.



Zweite Klasse Volksschule in Niederolang, 1923: Lehrerin Rosina Saxer, Religionslehrer Leopold Wallnöfer, Ernst Neunhäuserer letzte Reihe, achter Schüler von links

2. Februar, Mariä Lichtmess, bei den Bauern Zahntag, Tag der Neuanstellungen oder Kündigungen: Nacheinander betraten die vielen Dienstboten die Herrenstube. Ich kam zuletzt. Der sehr zufriedene Grossbauer bot mir sofort eine besser bezahlte Stelle als Jungknecht an. Nein, ich geschundener Junge, lehnte sofort ab und durfte endlich wieder nach Hause. In Niederolang beim geschätzten Lehrer Klotz besuchte ich nun die restlichen Schuljahre. Bald hatte ich Versäumtes aufgeholt und schloss später als Fünfzehnjähriger die Pflichtschule sehr gut ab. Die ganze Volksschule hatte ich in deutscher Sprache mit einigen «Fremdstunden» in Italienisch besucht. Öfters hatte ich in meiner Kindheit die Sommermonate bei den geliebten Grosseltern auf dem stattlichen Marchnerhof (1'540 m) am Hang des

Kronplatzes in Geiselsberg verbracht. Da sie alle drei Söhne im Krieg verloren hatten und grosse Trauer auf der Familie mit der allein verbliebenen Tochter Maria lastete, wurde ich, das Enkelkind, zu ihrem Liebling. Ich brachte wieder etwas Freude in den Alltag, lenkte durch meine Wissbegier, Fröhlichkeit und Anhänglichkeit die Hinterbliebenen vom übergrossen Schmerz ab. Hier bei den Grosseltern war ich geliebter Mittelpunkt, bei meinen Eltern unten im Tal als ältestes Kind stets für die Schar meiner jüngeren Geschwister verantwortlich. Meine erschöpfte Mutter bestrafte meist mich für deren Fehlverhalten.

Wie gerne hätte ich dann eine weiterführende Schule besucht! Für eine Ausbildung zum Priester wäre sofort die Verwandtschaft aufgekommen. Eine Lehrstelle als Mechaniker kam nicht infrage, da sie Geld gekostet hätte, als Knecht auf einem Bauernhof zu arbeiten, lehnte ich jedoch strikt ab, und so musste ich nun als Schneiderlehrling dem Vater zur Hand gehen. Anfangs war ich todunglücklich, stundenlang in finsternen Stuben zu sitzen, Staffieren und Bügeln zu lernen. Sehnsüchtig schaute ich oft durch die kleinen Fenster ins Freie, war ich doch Bewegung in Sonne und frischer Luft gewohnt.

Eine politisch schlimme Zeit der Veränderung war inzwischen in unserem kleinen, von Tirol abgeschnittenen Heimatland, angebrochen. Nun hiess es unter König Viktor Emanuel III. *Venezia Tridentina* oder *Alto Adige*, ohne dem Trentino. Gesetze wurden umgestellt, Verwaltungsstrukturen wie Bezirkshauptmannschaften in Präfekturen umgewandelt. 1922 kam Benito Mussolini an die Macht. Mit ihm und dem fanatischen Nationalisten und Irredentisten Ettore Tolomei begannen grosse Schikanen an unserem Volk. Mit Gewalt wollte man nun die Erinnerung an unser ehemaliges Heimatland Altösterreich auslöschen. Zwangsitalienisiert sollten wir nun werden.

Unser Tiroler Brauchtum wurde strikt verboten. In den Gasthöfen durfte kein Heimatlied gesungen oder gespielt werden. Überall die Verbots-



Station Olang: Verabschiedung der ersten Olinger Soldaten zum italienischen Heer (1922/23)

schilder. Der Unterricht fand nun nur mehr in italienischer Sprache statt. Meine jüngeren Geschwister besuchten alle die rein italienische Schule. Schüler verstanden die Lehrer nicht, diese wiederum kein Wort Deutsch. Eltern konnten den überforderten Kindern auch nicht helfen, sie waren ja ehemalige rein deutschsprachige Tiroler.

Die ersten Italiener siedelten sich allmählich in Olang an. Wie sehr bestaunte ich die schnittigen Anzüge besser gestellter Beamter! Ich hätte doch auch gerne solche Anzüge zuschneiden gelernt. Da wurde mein Vater aber zornig. Er blieb beim altmodischen *Wiener Schnitt*. Der passte doch nur noch für alte Kunden, vorwiegend Bauern und Knechte.

Die Wirtschaftslage war auch schlimm. Zuerst eine riesige Inflation, dann die Geldentwertung. Arbeit wäre genug gewesen, aber jeder liess anschreiben. Allmählich begann ich aber die völlig überforderte Mutter zu verstehen und ihr auch die ungerechten Züchtigungen an mir zu verzeihen. Ich empfand für sie nun grosse Achtung und Wertschätzung. Ahnte ich vielleicht damals schon, dass ich Jahre später, in schlimmsten Zeiten ihr Trost und stärkster Halt sein würde?

Meine Mutter, als Ältere beider Töchter am Marchnerhof, war verheiratet und hatte bereits zehn Kinder geboren, darunter sechs Söhne, als ihr mein Grossvater den stattlichen Hof anbot. Aus Liebe zu ihrem Gatten, der im abgelegenen Berghof doch keine Schneiderwerkstatt führen konnte, verzichtete sie darauf, bestand aber auf den ihr gesetzlich zustehenden Erbteil in Geld. Was für eine Freude, als wir, verarmte Familie, nun ein kleines Anwesen kaufen konnten! Ich begleitete die Eltern bei der Suche. In Niederdorf wurde ein passendes Haus mit grossem Garten gefunden. Aber die im Jahre 1929 von Amerika ausgehende katastrophale Weltwirtschaftskrise hatte allmählich auch unser Land erfasst. Meine Eltern zögerten mit dem Kauf zu lange, und das finanzielle Erbe hatte sich dann schliesslich grösstenteils entwertet.

Weitere schwere Schicksalsschläge trafen nun unsere Familie: Die Grosseltern vom Marchnerhof starben 1930 und 1932. Drei Wochen später lag eines Novembertags auch noch mein Vater Josef tot im Bett. *Schlagfluss* lautete die Diagnose. Das elfte Kind zählte damals gerade erst sechs Wochen.

Dies war für uns der gewaltigste Schicksalsschlag, eine Katastrophe, für mich Zwanzigjährigen der Weltuntergang: Das Erbe entwertet, kein Ernährer mehr, die vielen unmündigen Geschwister, die sechszwanzigjährige Mutter nun ohne ihren geliebten Mann haltlos und am Boden zerstört.

Als Ältester fühlte ich die grosse Last der Verantwortung für sie, die mit dem Baby im Arm schier verzweifelte. Wie sollte ich bloss die Familie



Zehn Kinder der elfköpfigen Familie Neunhäuserer, zweite Reihe von links: Max, Johann, Josef, Adelheid, Ernst; vorne von links: Arthur, Frieda, Thekla, Maria und Erwin; Elisabeth fehlt auf diesem Foto.

ernähren? Schlimm war auch, dass ich inzwischen zwar nähen konnte, jedoch nicht zuschneiden. Vaters altmodischer *Wiener Schnitt*, der noch mit Proportionsmassband direkt auf den Stoff gezeichnet wurde, hatte mich nie interessiert. Was nun? Um die grosse Familie sofort zu unterstützen, arbeitete ich vorerst im Strassenbau, bei der Bahn, in der Sennerei, im Wald. Vaters Freund, Berufs- und Musikkollege Josef Renzler aus Niederrasen, riet mir in meiner Verzweiflung, ein italienisches, verstellbares Schnittmuster für moderne Anzüge zu erwerben. Dankbar befolgte ich seinen Rat, kaufte eines, übte damit halbe Nächte lang und wurde allmählich ein guter Schneider.



Ich lehnte genauso wie mein Vater die Zwangsitalienisierung strikt ab. Wir konnten nicht hinnehmen, dass unsere Sprache, Trachten, Lieder, Musikkapellen und Prozessionen strikt verboten oder für faschistische Zwecke missbraucht wurden. Stimmten wir Burschen in einem Gasthof ein Lied an, hiess es sofort: «Pst, seid still, sonst kommen sie!» So trafen wir Jungen uns auf Almen oder Berggasthöfen. Da spielte ich mit der Ziehharmonika zu flottem Gesang und Tanz auf. Im Winter rodelten wir nachts zu Tal. 1933 wurde der *Podesta* Caroti von *Rasun Valdaora* mit uns fünfundzwanzig verbliebenen Mitgliedern der ehemaligen Olinger Schützenkapelle betraut, an der feierlichen Eröffnung des Heiligen Jahres in Rom mit einfachen Weisen beizutragen. Eine *camicia nera* zu tragen, war dabei verpflichtend. Alle gehorchten widerwillig und mahnten mich, doch auch ein faschistisches Schwarzhemd anzuziehen, um nicht in Gefahr zu geraten. Habe aber keines getragen: Es ging auch ohne!

Wir, als Familie in grosser Not, wurden beim Armenpfand vorstellig, um eine Unterstützung anzusuchen. Die kühle Antwort lautete: «Schickt alle Kinder zu den Bauern, dort gibts Arbeit, und keines ist noch verhungert!» Auch beim Gemeindeamt von *Rasun Valdaora* wurden wir strikt abgewiesen.

Eines Tages betrat ein italienischer Hauptmann mit seiner Olinger Gattin die ärmliche Schneiderstube. Die Uniform war umzuändern. Das Ehepaar bemerkte unsere Armut.

«Ja werdet ihr denn nicht unterstützt?», fragte mich der *Capitano* entsetzt. Ich schilderte ihm unsere verzweifelte Lage. Kopfschüttelnd setzte sich dann der Hauptmann an den Tisch, verlangte Feder und Briefbogen. Er



Feier der Olander Heerestauglichen, Jahrgang 1912; Ernst Neuhäuserer in der Mitte mit Ziehharmonika

schrieb und schrieb. Dann adressierte er das Kuvert und trug mir auf, es zur Post zu bringen. Die Adresse lautete: «*Sua Eccellenza Benito Mussolini, Palazzo Venezia, Roma.*» Ungefähr drei Wochen später stürmte der Gemeindeschreiber fluchend die Treppe zur Wohnung herauf: «So eine Frechheit, dass ihr euch nur untersteht, nach *Roma* zu schreiben! Für solche Fälle sind wir da, *capito!*»

«Mehrere Male waren wir dort!», entgegnete ich. Hoffnungsvoll machte ich mich nun mit meiner Mutter wieder zum drei Kilometer entfernten Gemeindeamt in *Rasun* auf. Der *Podesta*, ein Erzfascist, tobte und erklärte, dass es *per i nostri* sofort eine Unterstützung gäbe. Wir wollten jedoch auf keinen Fall den Namen Neuhäuserer in *Novecase* umändern

und der faschistischen Partei beitreten. Mutter weinte: «Mein Seppi würde sich im Grab umdrehen!»

Der Olinger Jungfaschistenführer sprach mich wieder einmal auf dem Kirchplatz an. «Komm doch zu uns. Dein Vater, der strikt dagegen gewesen ist, lebt nun nicht mehr. Sei gescheid! Bei uns wirst du unterstützt, wir treffen uns bei geselligen Abenden und auch zu interessanten Ausflügen!»

«Versteh mich, ich kann einfach nicht!», lautete meine Antwort. Meine verwitwete Mutter durfte sich nun ganz auf mich, ihren Ältesten, verlassen. Ich war ihr Halt und unterstützte sie und die vier kleinen Geschwister zuverlässig.



243° REGG. FANTERIA
"COSENZA"

REGGIMENTO DI GUERRA

Die militärische Ausbildung in Kalabrien

S Is Ernährer der Grossfamilie in ärmlichen Verhältnissen blieb ich von jeglichem Militärdienst befreit. Nur bei Kriegsgefahr musste auch ich «meinen Mann» stellen und einrücken. Im September 1935 war es dann so weit: Der Abessinienkrieg, d.h. die militärische Aggression des faschistischen Italien gegen das Kaiserreich Äthiopien vom 3. Oktober 1935, stand unmittelbar bevor. Ich erhielt die Einberufung nach Nicastro in Kalabrien.

23. September

Um acht Uhr früh habe ich nach herzlichem Abschied von der Familie und vielen Freunden das liebe Olang verlassen, bin um elf Uhr mittags mit dem Zug in Bozen angekommen, dann war Musterung im *Distretto*. Dort wurden wir mit Rucksack, Decke, *Bims*, Konserven und 7.80 Lit. Reisegeld ausgestattet.

Abends ein feierlicher Marsch durch die Stadt zum Bahnhof von fünf- bis sechshundert Burschen, davon viele laut «Heil, heil!» riefen. Wohl eher ein «Hitlerzug» als einer des italienischen *Banti Reggimento*. Mitunter erklang auch ein wehmütiges Lied aus unserer Heimat, die wir auf unbestimmte Zeit nicht mehr sehen oder auch nimmer wiedersehen werden. Wer weiss?

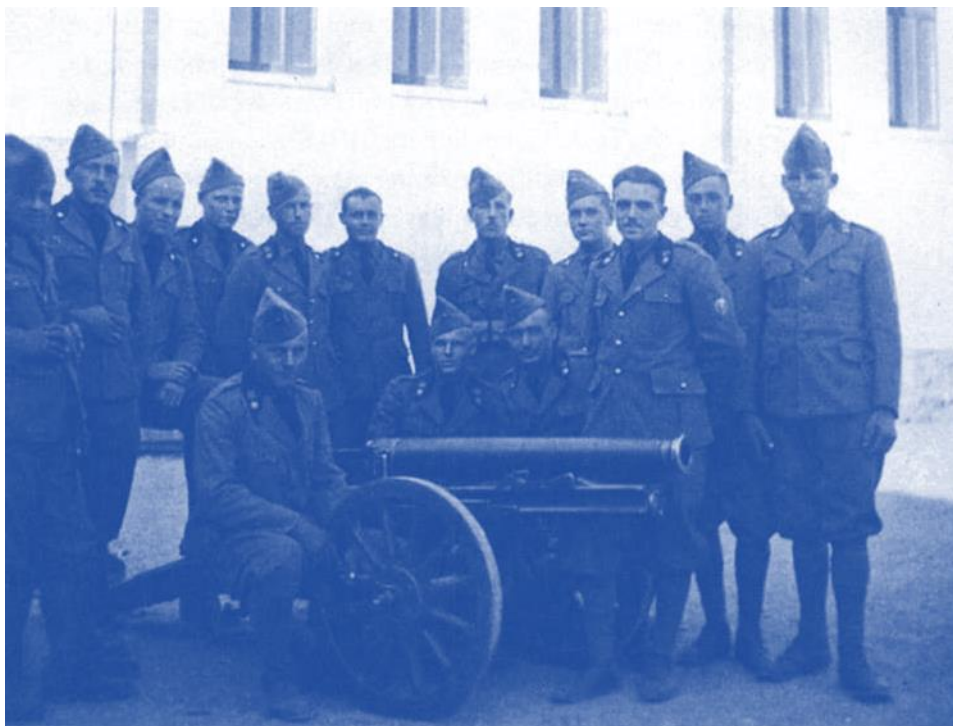
Um elf Uhr nachts fuhren wir mit dem Lastzug, der einem Viehwaggon glich, ab, um sechs Uhr morgens kamen wir in Bologna an.

Nach zweistündigem Aufenthalt setzten wir die Reise mit einem «besseren» Zug nach Florenz fort. Da wurde ich von meinem gut bekannten Kollegen Schuster Anton getrennt. Abends kamen wir in Rom an, schliefen im Freien, und um drei Uhr morgens ging die Fahrt bis Neapel weiter. Erstmals sah ich in der Ferne den Vesuv mit seinem Wolkenkappchen. Wir wechselten dann den Zug. Die Reise führte später dem Meer entlang, manchmal bloss einige Meter davon entfernt. Einfach beeindruckend! Langsam näherten wir uns dem öden Kalabrien. Allmählich löste Gebirge die Ebene ab, und wir fuhren durch lange Tunnels. Zum Zeitvertreib wurden Witze und lustige Begebenheiten erzählt, dann wieder erklangen Heimatlieder. Einundzwanzig *Deutsche* kamen nach Cosenza, und wir verbliebenen neun fuhren abends im Bahnhof von Nicastro ein. Müde und hungrig warteten wir über eine Stunde, bis wir abgeholt wurden. Endlich die Kaserne in Sicht, etwas zum Essen und eine Liege! Was für eine Enttäuschung, dann nichts zwischen die Zähne zu bekommen. Jeder musste sich mit einem Ballen Stroh auf dem Boden ein Nachtlager bereiten. Mit langen Gesichtern schlummerten wir ins Land der Träume hinüber.

«*Sveglia, sveglia*,... mein Gott, was soll das heissen!», hiess es am Tag darauf. Langsam rappelten wir uns hoch, befreiten uns vom Stroh und holten den Frühstückskaffee. Da machten wir Augen..., seit drei Tagen nichts mehr Warmes, und nun bloss diese paar Tropfen. Schwarz, stark und bitter war das ungewohnte Getränk. Vormittags kamen wir aufs *Comando*. Der *Maggiore* betrachtete uns scharf und verteilte die Südtiroler sogleich vorsorglich einzeln auf verschiedene Kompanien. Ich, mit meinen 180 Zentimetern, recht hochgeschossen, zählte zu den Grössten und kam deshalb zur *Sezione cannoni*.

Nach der Körperpflege, wie Baden und Haarschneiden, wurden wir gemustert.

Am ersten Sonntag im Soldatenleben erhielt ich vom *Tenente* den Auftrag, an allen Uniformen am Kragen die *mostrini* aufzunähen.



Militärkameraden der «Sezione cannoni»; Ernst Dritter von links hinter dem Rohr der Kanone

Eine für mich ungewohnte Hitze liess mich bereits von frühmorgens auf dem Exerzierplatz bis nachts schwitzen. Auch lästiges Nasenbluten quälte mich. Viele Instruktionen, feurige Kriegsreden und die für mich unerträglich hohen Temperaturen werden mir in Erinnerung bleiben. Ich erhielt ein altes Gewehr, das man die längste Zeit putzen musste. Dann übten wir uns im Schiessen. Uns wurde gleich die faschistische Triumphhymne *Giovinazza* eingelernt.

Abends trafen wir Südtiroler uns oft in einer gemütlichen *osteria*, genossen ein Glas Wein und dachten sehnsüchtig an die Heimat, denn hier war uns alles fremd. Nicastro, 200 Meter über dem Meeresspiegel lie-

gend, war ausser der sauberen Hauptstrasse ein schmutziger Ort. In den schmalen, abfallenden Seitengassen lag viel übelriechender Unrat. Am Nachmittag vor der Übersiedlung nach Catanzaro besichtigten wir noch die Stadt, trafen uns ein letztes Mal mit den Südtiroler Kameraden, sangen und stiessen auf ein Wiedersehen in der Heimat an. Die letzte Nacht mussten wir ohne Strohsack und Decke auf blossem Boden verbringen. Da gab es auch etwas «Kleinvieh» [Wanzen].

Mitte Oktober kamen wir ins 45 Kilometer entfernte Catanzaro. Um acht Uhr morgens war Abmarsch, und wir zogen unter Begleitung höchster Offiziere und Musik bis zum Bahnhof. Gar manches Auge der Damenwelt sah man in Tränen. Bei der Ankunft in der Hauptstadt Kalabriens erwarteten uns viele Offiziere und sogar ein General. Nach der Auswaggonierung der *muli* und Kanonen begrüsst uns Hunderte, Beifall klatschende Menschen freudig. Dicht gedrängt standen sie am Rand der einige Kilometer langen Strasse bis zur Stadt. Vor einem Kriegerdenkmal wurde ein Kranz niedergelegt. In der Kaserne angekommen, hiess es gleich den Strohsack füllen. Hungrig und hundemüde machten wir unserem Ärger Luft. Von halb sieben Uhr morgens bis zum Abend, aufgesattelt wie Maultiere, hatten wir nichts zwischen die Zähne bekommen.

Mein Kamerad und Verwandter Andrä Neunhäuserer zeichnete sofort die Südtiroler Kameraden auf: Sebastian Mayr, Adolph Dejori, Engelbert Neumann, Guido Waid, Hans Gabler, Josef Walder, Anton Trienbacher, Johann

Catanzaro: Ernst Neunhäuserer,
Zweiter von links



Profanter, Richard Niederkofler, Stefan Peintner, Luis Romaner, Hans Dorfmann, Peter Agreiter, Anton Kofler, Franz Egger und Hermann Holzer. Man hiess uns, das am Eingang der Kaserne auch in deutscher Sprache angeschlagene Manifest zu lesen:

Catanzaro ist umgeben von unzähligen Hügeln, engen Tälern und Schluchten. Die höheren Berge des Apennins sind aus Diluvium und vulkanischem Gestein und bis 1'500 m hoch. Die Bachbette sind mit grauem Schiefer übersät. Vegetation: Kastanien-, Birnen-, Apfel-, Orangen- und Zitronenbäume. Hauptprodukte: Olivenöl, indische Feigen, Kastanien, Wein und Obst.

Die Dörfer und Städte sind meist auf Hügeln erbaut. Die Häuser sind 2 bis 3 Stockwerke hoch, ohne Anstrich und wirken eher vernachlässigt. Fremde Sitten und Bräuche: Die Frauen hier sind Sklavinnen der Männer. Achtung: Sich keinem Mädchen zu offen zeigen! Hier kennt man Liebeleien nicht!
[Nachlass Andrä Neunhäuserer]

In den nächsten Tagen wurden wir geimpft und peinlichen Visiten unterzogen. Fieber und Übelkeit zwangen nachher viele von uns ins Bett. Häufig zogen wir morgens singend und scherzend zum Schiessplatz. Einmal erzielte ich dabei die Fahne 4-4-4-3-3-2. Der *Primo Tenente* lobte mich und drückte mir zur Anerkennung sogar zwei Lire in die Hand.

Der Gedenktag an den Waffenstillstand zwischen Italien und Österreich-Ungarn am 3. November 1918 wurde als grosser Staatsfeiertag festlich begangen. Die ganze Stadt und unsere Kaserne erstrahlten im Festtagschmuck, die Offiziere waren in Gala, nur wir in schäbiger Uniform. Unser Bataillon hatte sich im Kasernenhof aufzustellen. Nach dem Signal erschien der *Colonello* mit seinem Gefolge hoch zu Ross. Nach der allgemeinen Präsentation und dem Ertönen der *Marcia Reale* hielt er eine feurige Rede vom Sieg Italiens über Österreich-Ungarn. Mir schien sie etwas zu prahlerisch. Mittags gab es aber ein schmackhaftes Essen.

Dann folgten die reinsten «Schwitztage»: Morgens hinauf zur *Piazza d'Armi*, schnell *pez* auf die *muli* laden, dann von 12 bis 28 Kilometer marschieren. Häufig war einer Stunde Instruktion zu folgen oder sich im 12 Kilometer weit entfernten Bachbett im Handgranaten-Werfen zu üben. Der Exerzierplatz war am Rand mit Blumen und blühenden Sträuchern bepflanzt. Eine alte österreichische Kanone erinnerte an den Ersten Weltkrieg.

Allmählich näherte sich der grosse Festtag der Vereidigung. Wir erhielten Eisenhelme und wirkten nun kriegerisch. Vieles war noch zu erledigen: Unter Aufsicht des *Colonello* und seines Stabes übten wir gleichzeitiges Salutieren, strammes Aufmarschieren und korrektes Befolgen der Befehle. Sattel und Kanonen mussten frisch gestrichen, die Waffen und Stahlhelme bis zum Glänzen poliert werden. Äusserst mühsam war es, den störrischen Maultieren das *Attenti-Klopfen* beizubringen.

Am 11. November begingen wir den grossen Festtag der Vereidigung. Morgens früh erfolgte die beeindruckende Aufstellung im Kasernenhof. Abteilungen von *Carabinieri*, *Finanziert* und *squadre* von *Schwarzhemden* reihten sich ein. Nach stundenlangem Stehen und Warten erfolgte der geordnete Abmarsch unter Musikbegleitung zur Stadt: den Helm auf dem Kopf, den Stutzen am Rücken und die Kanone nebenher. Zwei Musikkapellen begleiteten uns. Längs der Strasse machten wir dort wieder Aufstellung. Hornsignale kündeten die Ankunft des Generals an. Sofort ein strammes *Presentatarm*. Der General, begleitet von Offizieren, ritt die Reihen entlang und bestieg dann die festlich geschmückte Tribüne. Es folgten lange Reden, von denen wir nichts verstanden. Allmählich überkam uns Ungeduld: Wir wollten doch endlich für Gott und den König schwören. Aber davon hörten wir nichts. Wir fragten jedoch nicht lange, warum schliesslich kein Eid erfolgte, sondern freuten uns auf das Festessen nachher in der Kaserne: *spezzatino*, *pasta*, drei Äpfel und ein Glas Weisswein.

Das schreckliche Unwetter vom 22. November wird mir in trauriger Erinnerung bleiben. Frühmorgens mussten wir eiligst unsere *Kameraten* ausschöpfen und säubern. Sie waren beinahe knöchelhoch überschwemmt. Nachher befahl der Oberleutnant, uns mit Pickeln und Schaufeln auszurüsten und in Catanzaro-Sale ein vermurtetes Haus vom Schlamm zu befreien. Sehr beeindruckend war das Bergen der Leichen. Vor allem das kleine tote Mädchen ging uns zu Herzen. Im sechs Kilometer entfernten Catanzaro-Marina erwartete uns dann eine grosse Verwüstung. Ein Damm war weggeschwemmt, und die Bahngeleise hingen in der Luft.

Bei Regenwetter vertieften wir in der Kaserne den Gebrauch der Morsezeichen. Dort sangen wir auch oft frohe Lieder. Das gefiel mir und tat gut. Überhaupt wurde sowohl beim Marschieren als auch auf dem Sportplatz häufig gesungen.

Wie froh war ich, einen Südtiroler Schlafgenossen zu bekommen. Abends suchten wir nun öfters eine gastfreundliche Familie auf. Die Hausfrau dort stammte aus unserer Heimat. Gleich reparierte ich ihre alte Zither und begleitete damit unseren Gesang.

Immer näher rückte unser Kriegseinsatz in Abessinien. Von unserem *Tenente Colonello* wurden wir nun scharfen Visiten und strengen Anordnungen unterzogen: Wir mussten nun täglich bereit sein, unseren Brüdern in Ostafrika beizustehen.

Eine neue Waffe, das *Modelle Salto Mortaio*, wurde uns noch schnell vom 244. Regiment geliefert. Es war nur ein kleines, elf Kilogramm schweres Geschütz. Wir wurden im Umgang damit unterwiesen: Das Rohr ruhte auf einem vierbeinigen Gestell, das den Rückstoss aufhalten sollte.

Catanzaro: Ernst, Dritter von links, im
Kreis seiner Kameraden



Am 1. Dezember leisteten wir bei scheusslichem Regenwetter und schlichter, kurzer Feier unseren Eid. Nach dem Erscheinen der Regimentsfahne hielt der *Colonello* eine feurige Ansprache. Nachher schworen wir auf den König Vittorio Emanuele III., sangen Lieder und kehrten völlig durchnässt in die Kaserne zurück. Freudig verschlangen wir das vorzügliche «Spezialessen».

Manchmal besuchte ich den Dom. Die festliche Verzierung zu verschiedenen Anlässen beeindruckte mich. Bedeckten zu Allerheiligen schwarze, weisse und gelbe Tücher die Säulen und Altäre, so waren sie nun im Advent mit roten, blauen Stoffen und Schleifen behangen.

Einmal stand unser ganzes Bataillon auf dem Schiessplatz. Zu Pferd erschienen dann alle Kommandanten und riefen die Offiziere zum Rapport. Nun mussten sie sich im Umgang mit Pistolen und Gewehren üben, während wir auf einem nahen Platz warteten. Das gefiel uns sehr, und wir vertrieben mit frohem Gesang uns die Zeit.

Jenen Nikolaustag werd' ich meinen Lebtag lang nicht mehr vergessen: Morgens war Aufstellung im Kasernenhof: Sechzig Namen, darunter auch meiner, «*Noincoiseref*, wurden verlesen. Wir Ausgewählten hatten nun trotz Sauwetter im Freien einen Kurs zu machen. Bei starkem Regen und eiskalten Windböen mussten wir die Gebirgsstrasse entlang marschieren, der *Tenente Colonello* ritt hoch zu Ross voran. Bald schon sahen wir wie gebadete Ratten aus. Auf einer Anhöhe, wo der Wind uns fast umblies, standen wir beinahe drei Stunden. Wir wussten uns nicht mehr zu helfen: Das Wasser rann hinter den Gamaschen in die Schuhe. Uns war, als ob wir in einem Eismeer stünden. Endlich kam der *Colonello*, auch triefend nass, zurück und erklärte, dass der General sich bei diesem Sauwetter wohl nicht herauswage. Er gab dann Anleitungen zum Gebrauch der neuen Waffe, dem *Salto Mortaio 1935*, und wir mussten die längste Zeit damit Schiessübungen machen. Durchgefroren und

pat schnass kehrten wir in die Kaserne zurück, wechselten die Bekleidung und fielen übermüdet auf die *Branden*.

Trotz Sauwetter wurde kurz darauf bei stürmischem Sauwetter wiederum ein Tagesmarsch angesagt. Das *pez* wurde aufgesattelt, und es ging sieben Kilometer gegen Catanzaro, dann den Berg steil hinan. Sowohl *muli* und *pez* mussten wir halten, dann oben alles abbauen und wieder zusammenstellen. Wir schwitzten fürchterlich und schlotterten bald vor Nässe und Kälte. Eiligst versuchten wir, unsere Zelte aufzustellen. Unter stürmischem Himmel gab's Nudeln, dann krochen wir, bis auf die Haut durchnässt, unter die Planen hinein. Bald darauf hiess es alles wieder abbauen, *pez* zerlegen, aufsatteln und an Seilen halten. Dann schnell den Berg hinuntergestapft und weiter zu einem kleinen Dörfchen. Dort lautete der Befehl, sofort die zerlegte Kanone zusammenzustellen, gleich darauf wieder auseinanderzunehmen und wiederum aufzusatteln. Warum nur so eine Quälerei! Mir ging es inzwischen schlecht: Schüttelfrost, Kopf- und Halsschmerzen. Kurz vor der Kaserne war ich mit meinen Kräften am Ende: Himmel und Erde tanzten, Kollegen pflegten mich während der Nacht. Morgens kam ich in die *Infermeria*. Man legte mich auf eine schmutzige Liege, mass das sehr hohe Fieber und holte den Arzt. Zuerst musste ich ein halbvolles Glas Rizinusöl trinken und später verschiedene Tabletten schlucken.

Heiliger Abend: Traurig, denn ich hatte an den Folgen der starken Brustimpfung zu leiden. Die meisten Kollegen erhielten Weihnachtsurlaub, nur wir Südtiroler, einige Kalabresen und die *Schlawiner* blieben hier. Nachmittags mussten wir das Magazin putzen. Abends gingen wir ins Kino. Nachher feierten wir in «unserem» Gasthof, und um Mitternacht besuchten wir im Dom die feierliche Christmette. Wenn sie auch sehr feierlich war, alles im Lichterglanz stand, viele Lieder erklangen und der Bischof, begleitet von Geistlichen das Christkind herumtrug, kam bei uns keine Freude auf. Es fehlte einfach das traute «Stille Nacht».



Catanzaro: Die «Sezione cannoni» in voller Montur; Ernst kniend, Vierter von links

Am Weihnachtstag hielt unser *Colonello* während der *Adunata* im Kasernenhof eine gefällige Weihnachtsrede. Nachher, beim Gottesdienst aber, ertönten ganz andere Worte. Der Priester war es, der eine lange, feurige, politische Predigt vortrug. Während der Wandlung ertönte der zackige *Piave-Marsch*. Am Stephans- tag durften alle rasten, da ein Nachtmarsch geplant war. Nur wir, die löbliche Sektion, kehrten am späten Nachmittag müde von Unterweisungen zurück und mussten abends wieder aufbrechen. Ein unliebsames Geschäft: *pez* zusammenstellen, aufsatteln und mit den *mulis* in stockfinsterer Nacht Stunden lang über Gebirgsstrassen trotten. In Gedanken war ich in Olang, bei meiner Familie, den Freunden und Kameraden.

Was hatte ich nur verbrochen, hier bleiben zu müssen und gezwungen zu sein, solch unsinnige Dinge zu tun!

Silvester: Den ganzen Vormittag über mussten wir auf dem Sportplatz *herumteufeln*, dann Speerwerfen und Fussball spielen. Nachmittags erhielten wir den Lohn. Abends traf es mich, Wache zu stehen. Ich verbrachte erstmals fern meiner Heimat, der Familie und den Kollegen die Neujahrsnacht allein im weiten Süden mit aufgepflanztem Gewehr. Um Mitternacht krachte es aus allen Ecken der Stadt. Mit Papierböllern und Pistolenschüssen wurde das neue Jahr freudig begrüsst. Das vergangene war kein gutes: Ein Jahr der Krise, der politischen Spannungen und Angst um den Weltfrieden, der Trennung von meiner teuren Heimat und all den Lieben.

«Jetzt werde ich das alte Jahr abschliessen und mit Gott das neue beginnen!» So endeten meine Aufzeichnungen des Jahres 1935. Verflucht diese Brustimpfungen, schon wieder bekam ich eine! Dann Übelkeit, Fieber und arge Schmerzen. Als am Staatsfeiertag, dem 8. Januar, verschiedene *Allievi Caporale* Streifen erhielten und nun zum Gefreiten aufstiegen, versteckte ich mich. Bei der dritten Brustimpfung schlich ich mich einfach davon, denn ich hatte bald genug von diesem Zeug.

Unser Kollege Guido Waid aus Tramin musste nach Nicastro übersiedeln. Wir sahen ihn sehr ungern gehen, denn er stand uns immer mit Rat und Tat zur Seite und half, wo er nur helfen konnte. Als sich am 12. Januar der Parteisekretär Achille Starace in Catanzaro aufhielt, war die ganze Stadt im Fahنشmuck und abends festlich beleuchtet.

Einige Tage später hiess es, morgens mit *pez* aufzubrechen. Es ging 4 bis 5 Kilometer Richtung Stadt, dann einen Seitenweg rechts hinauf. Unser *Serpente* machte von uns noch ein paar Fotos. Nach der Jause mussten die Kanonen den Weinberg hinaufgetragen und in Stellung gebracht werden. Gleich kam vom *lenente Colonello* Meldung, wieder von hier abzumarschieren und den Berg dahinter zu besteigen, wo die anderen Kompanien waren, denn es käme ein General. Jede einzelne Kompanie müsse nun hier im steilen Berggelände der Sila die Kriegssübungen vorführen.

Also wieder *pez* zerlegen, aufsatteln, dann im Eilschritt weiter. Kaum angekommen und die Kanone wieder zusammengestellt, nahte schon der Herr General mit seinem Gefolge. Den ganzen Vormittag über hörten wir ein Brüllen und Schreien und sahen die finsternen, unzufriedenen Gesichter der militärischen Delegation. *Squadra* für *squadra* musste manövrieren und Vorrückungen in Frontlinien durchführen. Es war der militärischen Delegation jedoch nichts recht. Der General verhielt sich sehr ungehalten. Sogar den Musik-Ser^ente schnauzte er an, weil die Instrumente nicht sauber geputzt waren.

Wir kamen zuletzt dran. «So, nun will ich sehen, was die *Sezione cannoni* alles kann!» Nach kühler Begrüssung ging es gleich ans Werk. Wir sechs Rekruten standen aufrecht neben der Kanone, keine Deckung oder Tarnung. Wir mussten sie ziehen, auf- und abschinden und Zielberechnungen machen. Der General hatte ständig etwas zu bemängeln. Er fragte: «Wo habt ihr die Granaten, ich möchte einen gezielt abgefeuerten Schuss sehen?» Wir blieben jedoch in Habt-Acht-Stellung und schwiegen verlegen. Schliesslich trat unser Hauptmann vor und erklärte kleinlaut, dass wir keine Munition hätten, ja sogar nie eine gehabt und somit auch nicht schiessen könnten. Wir wären jedoch im Zerlegen und Aufsatteln der Kanonen sehr geübt und oft damit bis zu dreissig Kilometer marschiert. Auch hätten wir in der Luft viele Zielübungen gemacht.

«Was, ihr habt nie damit geschossen! Und ihr wollt nach Afrika in den Krieg ziehen? Bei so einer Ausbildung seid ihr innerhalb einer Woche alle tot!», schrie er.

Wutentbrannt rief der General alle Offiziere hinter einem halb verfallenen *Mulistall* zum Rapport. Nichts Gutes ahnend, erschienen sie, all die *Sottotenenti, Tenenti, Capitani, Maggiori, Tenente Colonelli und Colonelli*. Wir hörten nur Brüllen und Schreien. Nach aufgeregter Diskussion mit unseren Vorgesetzten schwang er sich dann auf sein Pferd, gab ihm die Sporen, und weg war er. Jene ellenlangen Gesichter sind mir bis heute in Erinnerung geblieben.

Jetzt erst kam uns zu Ohren, dass wir für einen freiwilligen Kriegseinsatz in Äthiopien bestimmt waren. Tatsächlich hatte unser Oberst beim römischen Kriegsministerium das ganze Regiment zur Verfügung gestellt. Jetzt lachten wir uns ins Fäustchen und waren sicher, nicht mehr nach Afrika in den Krieg ziehen zu müssen.

In unseren *Kameraten* herrschte eine grosse Wanzenplage. Mit dem Bajonett erstachen wir die Insekten. Abends kam uns Holzer Hermann aus Olang, der in einer anderen Kaserne war, besuchen. Wir schilderten unser Schicksal, die traurige Gegenwart und die düstere Zukunft.

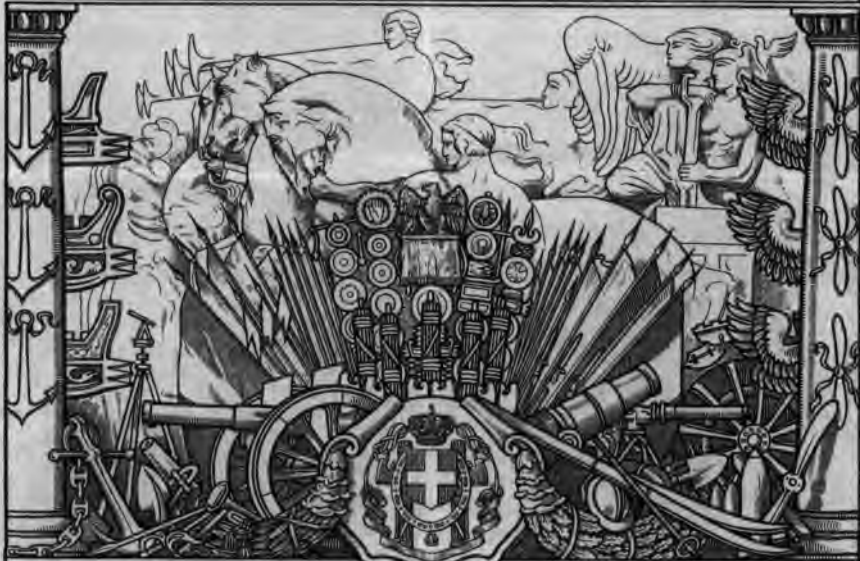
In der Kaserne benahmen sich am Morgen darauf die Kalabresen sehr übermütig. Es hiess, dass die Jahrgänge 11, 12 und 14 vom 3. Grad nach Hause durften. Wir Südtiroler glaubten aber an keine Entlassung. Abends gingen wir aus und trafen uns mit Kollegen, die bald nach Ostafrika mussten. Als wir später vor dem Appell die Kaserne betraten, bemerkten wir gleich eine freudige Aufregung. Ja, es stimmte wirklich, dass auch für uns die rettende Stunde gekommen war. Die ganze Welt hätten wir vor Freude umarmen können. Nach dem *Silenzio-Blasen* mussten wir in die Kanzlei, um uns für die Entlassung aufschreiben zu lassen. An Schlaf war nachher vor Aufregung nicht mehr zu denken. Der *Sergente* schrieb mir den Entlassungsschein und meinte, dass ich noch abends abreisen durfte. Schnell lieferte ich alle Sachen ab und klaubte meine Habseligkeiten zusammen. Da bekam ich schon wieder eine geschwollene Wange und Zahnschmerzen, dass mir die Freude verging.

Nur langsam verflossen die Stunden der letzten Nacht. Morgens wäre noch Instruktion gewesen, ich, armer Kerl, suchte jedoch den Doktor auf. Er strich mir Jod hinein und sagte, ich solle drei, vier Tage in die *Infermeria* kommen, mein Gesicht sei wie ein Vollmond. Aber ich wollte lieber heim. Nachmittag besuchte mich noch Hermann Holzer und trug mir auf, die Heimat und all die Kollegen zu grüssen. Wie traurig, er musste nach Afrika. Um sechs Uhr abends war es so weit:

ANNO DI NASCITA 1912

DISTRETTO DI LEVA

Beltramo



R. ESERCITO ITALIANO

⁽¹⁾ 2430 ~~REGG. FANTERIA~~

FOGLIO DI CONGEDO ILLIMITATO

per ⁽²⁾ *fine di ferma (Leg. 48.690 del 26/1/36 XIV)*
 che si rilascia a ⁽³⁾ *Münihäuser Ernest* *colonnello*
 N. di matricola ⁽⁴⁾ *14163 bis* (...93...) il quale prende residenza
 nel Comune di *Prasun Waldara* Provincia di *Beltramo*
 Distretto Militare di ⁽⁵⁾ *Beltramo* (residenza)
⁽⁶⁾

a CATANZARO addì

7 LUG 1936

FIRMA DEL TITOLARE ⁽⁷⁾



Il Comandante del Distretto
 IL COMANDANTE DEL CORPO
 (1) Tenente Colonnello
W. W.

Visto, addì *3-8-36* COMUNE DI

IL CAPO DELL'AMMINISTRAZIONE COMUNALE

Caro

Wir räumten noch auf, verabschiedeten uns und bestiegen schnell für die fünf Kilometer lange Strecke zum Bahnhof eine Kutsche.

Am 27. Januar, um 9 Uhr abends, reisten wir in Catanzaro ab. Die Fahrt ging recht gut vonstatten.

In Florenz besuchte ich meine Verlobte und spätere Frau Marianna, die dort als Köchin bei einer Fabrikantenfamilie arbeitete. Andrä vertrieb sich inzwischen die Zeit mit einem Spaziergang durch die Stadt. Am 30. Januar 1936 kamen wir beide glücklich in der Heimat an.

«Grüss Gott, du schönes Alpenland! Grüss Gott, du trautes Heim! Nur hier in diesem Märchenland, kann ich froh und glücklich sein!»

Offizieller Entlassungsschein, erhalten in der »Comune Rasun Valdaora« am 3. August 1938

*«Ich brauche keinen Hitler und
auch keinen Mussolini!»*

Jahr 1939: Mein Heeresdienst in Trapani

Am 25. Mai 1937 hatte ich mich verheiratet und lebte mit meiner Gattin Marianna Niedermair und dem Töchterchen Elsa in einer sonnigen Mietwohnung in Olang. Als fleissiger und bekannter Modeschneider bediente ich zahlreiche Kunden, und wir arbeiteten nun zu viert in meiner Werkstatt.

Marianna half auch mit grossem Geschick. Weiterhin sorgten wir beide für meine Mutter und die minderjährigen Geschwister Thekla, *1932, Elisabeth, *1928, Arthur, *1927. Unser Kind fühlte sich tagsüber in der Obhut seiner Grossmutter und der jungen Tanten sehr wohl.

Das schicksalsschwere Jahr 1939 begann mit meiner Einberufung zum Heeresdienst. Anfang April überbrachte der Postbote ein Telegramm. Ich hatte sofort in Trapani meinen Militärdienst anzutreten.



Hochzeit mit Marianna Niedermair
am 25. Mai 1937 in Oberolang

Aufgeregt begannen wir zu Hause auf der Landkarte den noch nie gehörten Bestimmungsort zu suchen - meine Frau in Mittelitalien und ich im südlichsten Teil unseres Staates. O Schreck, ans äusserste Ende Siziliens hatte ich nun einzurücken! Ich musste vorher noch Dringendes organisieren: Der Geselle und der Lehrling sollten unbedingt meiner Gattin beim Fertigstellen der letzten Aufträge behilflich sein.

Am übernächsten Tag hiess es von der geliebten Heimat Abschied nehmen. Wie schwer es mir doch fiel, Familie, Schneiderei und Freunde zu verlassen. Ja, jetzt hiess es in eine ungewisse Zukunft fortzuziehen. Wegen der antifaschistischen, starrköpfigen Haltung unserer Familie wurden wir drei Brüder im Jahre 1939 strafweise zu weit entfernten Bestimmungsorten einberufen: Ich zum Heeresdienst nach Trapani, mein Bruder Max nach Messina und Hans nach Pisa. In Bozen traf ich mich mit anderen Eingezogenen wiederum beim Militärdistrikt. Dort bekamen wir eine der Länge unserer Reise entsprechende Marschverpflegung. Ich freute mich, drei sympathische Kollegen zu treffen, die auch für die militärische Ausbildung in Trapani bestimmt waren.

Die ganze Nacht verbrachten wir vier dahindösend im Zug. Am frühen Morgen näherten wir uns Neapel. Wir wollten unbedingt noch kurz die Stadt besichtigen. So eine Gelegenheit muss man nützen. Geschickt schlüpfen wir am Bahngleis an zwei Uniformierten vorbei, die Neuankömmlinge erwarteten, um sie auf schnellstem Wege zu ihrem Bestimmungsort weiterzuschicken. Wir aber schritten durch die engen Gassen und liessen uns mit einem billigen Taxi in die Nähe des Vesuvs bringen. Ein ganzes Stück stiegen wir dann den steilen Weg hinan. Allmählich zeigte sich uns zu Füssen eine herrliche Landschaft: Die Stadt Neapel, am glänzend blauen Meere liegend, dahinter grünes Land. Leider mussten wir sehr bald wieder zurück und fuhren noch schnell zum Hafen. Einen Blick nur wollten wir auf die grossen Schiffe dort werfen. Unserer «Freigang» währte jedoch nicht lange, und schon klopfte mir jemand auf die Schulter. Zwei Mann der Militärpolizei verlangten die

Ausweispiere. Wir hätten recht getan, lobten sie uns, mit einem Schiff die Reise nach Trapani fortsetzen zu wollen. Der Weg sei kürzer, wir wären schneller am Bestimmungsort und könnten noch dazu eine schöne, interessante Reise mit dem Schiff erleben, selbstverständlich kostenfrei. Wir hatten es aber keineswegs eilig, unseren Stützpunkt zu erreichen und zogen eine Weiterfahrt mit der Bahn vor.

In Messina verliessen wir wieder den Zug. Ich wollte dort meinem Bruder Max «Grüss Gott!» sagen, der seit einiger Zeit dort stationiert war. Das war ein freudiges Wiedersehen. Er bekam Ausgang und führte uns in ein uriges, kleines Weinlokal. Da feierten wir und sangen. Dem Wirt gefielen unsere Heimatlieder so gut, dass er uns einen Krug süffigen Weisswein spendierte. Dann setzte er sich zu uns und summt und jodelte zu unseren wehmütigen Weisen. Vor lauter Spass hatten wir die Uhrzeit vergessen. Erst kurz vor Mitternacht brachen wir auf. Wo sollte ich übernachten? Max nahm mich dankenswerterweise heimlich in seine *Kamerate* mit. Die Soldaten dort schliefen auf dem Fussboden. In Mannshöhe verlief an der Wand eine hölzerne Stellage, worauf ich auch mein kleines Pappkartonkofferchen mit den notwendigsten Habseligkeiten legte. O weh, es fiel dem darunterliegenden Rekruten auf den Kopf. Dieser schrie laut auf. Das konnte nun gefährlich werden, ich wollte unbedingt vermeiden, dass man mich entdeckte. Schnell entschuldigte ich mich und reichte ihm eine Handvoll Zigaretten. Sofort schwieg er. Zuvorkommend rutschte er sogar etwas zur Seite, sodass ich zwischen ihm und Max Platz zum Schlafen fand. Daran war jedoch kaum zu denken, zu arg bisßen mich plötzlich Flöhe.

Am frühen Morgen setzte ich mit meinen drei Kollegen, die nachts im Freien geblieben waren, die Reise ans äusserste Ende Siziliens fort. Mittags fuhren wir endlich in den Bahnhof von Trapani ein. Uniformierte mit hellblauen Schleifen hielten nach Ankömmlingen Ausschau. Wir wiesen uns zwar sofort aus, wollten aber, hungrig wie wir waren, noch



Historische Aufnahme von Trapani

schnell irgendwo etwas essen. Die barsche Antwort lautete, dass es bald in der Kaserne, Richtung Monte Erice, ein Essen gäbe.

Mein Gott, war die überfüllt! Ein Lärm, ein Geschrei und viele Neulinge, die erst ein- oder zuteilt werden mussten. Wie staunten wir, als man uns in eine alte, ehemalige Weinkellerei führte: Sand- und Kiesböden, an den Seiten hohe Säulen, die das teils offene Dach stützten, und in den Nischen standen riesengrosse Weinfässer. Durch Maueröffnungen in der Höhe zirkulierte die Luft. Da sollten wir nun unterkommen? Jeder erhielt eine Zeltplane und Decke. Der hintere Teil des Gebäudes war abgeschlossen und einigermassen bewohnbar. Da befanden sich auch die Büros. Zum Essen mussten wir in die nahe Kaserne. Dort er-

hielten wir ein Kochgeschirr mit Löffel. Nach langem Anstehen gab's endlich etwas zum Beissen: ein Brot und zwei gesottene Eier.

Am nächsten Morgen näherte sich ein Soldat und fuchtelte mit grossem, beschriebenen Zettel herum und liess immer wieder den darauf gekritzelten, nicht aussprechbaren Namen lesen. Jeder verneinte. Ich meldete mich sofort, denn da konnte nur ich der Gesuchte sein. Sofort wurde ich in die Schreibstube des *Capitano* gerufen. Er würdigte mich kaum eines Blickes und hielt mir ein Bündel Akten vom Gemeindeamt *Rasun Valdaora* zornig unter die Nase.

«Was seid ihr nur für Bürger?», schimpfte er. «Ganz schlechte Italiener, die ganze Familie *testardil* Wer gibt euch zu essen, *Jtteler*¹ oder Mussolini?» Und immer wieder: «*Seifratelli e nessunofascista!* Geht doch hinaus in die *Germania*, wenn ihr meint, dass dort alles besser ist!», schnaubte mich der Vorgesetzte an.

Ich, gradlinig und unerschrocken, wie ich war, konterte: «Ich brauche keinen Hitler und keinen Mussolini. Ich will auch keine *Germania*¹. Lasst mich nach Hause, ich habe Arbeit genug und kann dort mit meiner Familie gut leben!»

Ein Unteroffizier, der aus Meran stammte, warnte mich: «Ernst, sei vorsichtig, du wirst beschattet. Wenn ihr Südtiroler euch unterhaltet, glaubt ja nicht, dass eure Sprache nicht verstanden wird!»

Das Soldatenleben nahm seinen gewohnten Lauf, eine Woche nach der anderen im selben Trott. Die Ausbildung verlief konsequenter und genauer als vor vier Jahren in Catanzaro. Ich verhielt mich verlässlich, korrekt und erfüllte stets meine Pflichten. Die Vorgesetzten behandelten mich immer menschlich und gerecht. Aber die Hitze machte mir bei den Ausmärschen schwer zu schaffen. Bereits im Mai wurde hier das reife Korn geschnitten. Ich schwitzte fürchterlich.

Eines Tages wurde uns mitgeteilt, dass ein grosses Fest bevorstünde. Der *passo romano* wurde eingeübt. Wir erfuhren, der Eid auf den Duce stün-

de bevor. Es gab gestutzte Haare, glänzende Schuhe, saubere Uniformen und eine blinde Wut im Herzen. Karabiner wurden gründlich geputzt, ebenso säuberten und fegten wir den grossen Platz.

«Den Schwur werde ich niemals ablegen!», sagte ich zu einem guten Kollegen.

«Nach Vaters plötzlichem Tod ist Mutter mit elf minderjährigen Kindern zurückgeblieben und hat keine Lira Unterstützung bekommen, trotz einer viel zu kleinen Mietwohnung. Wie oft waren wir deshalb doch beim *Podesta* vorstellig geworden! Zwingen wollte man uns, der Partei beizutreten und den Namen zu ändern. Also ich bleibe beim Nein! Für diesen Mussolini lege ich keinen Eid ab.»

Der grosse Tag war da. Ich wollte beim Aufmarsch heimlich verschwinden. Da hatte ich mich aber getäuscht. Als einer der am höchsten Gewachsenen musste ich in der ersten Reihe marschieren. Was nun?

«Trotzdem trete ich aus!», beschloss ich und verschwand einfach, als Fanfaren den feierlichen Schwur ankündigten, in eine Kantine nebenan. Vom Fenster aus beobachtete ich gespannt die Zeremonie: alle Kompanien in Paradeaufstellung, anschliessend die politische Rede vom Oberst und ein Loblied nach dem anderen auf den grossen, mächtigen Duce. Dann war es so weit: Jeder musste das blitzsauber glänzende Gewehr präsentieren und laut rufen: *«logiuro per il nostro Duce Benito Mussolini!»*

Es überkam mich Unsicherheit. Durfte ich überhaupt so handeln? Ich hatte doch Frau und Kind, eine Mutter und noch minderjährige Geschwister zu Hause. Mir war bewusst, dass mich nun eine schwere Strafe erwartete: Entweder Straflager oder ab ins gefürchtete Militärgefängnis nach Gaeta. Trotzdem blieb ich aber meiner Einstellung dem Faschismus gegenüber treu. Als ich mich nachher wieder unter die Kollegen mischte, fragten sich wiederum zwei bewaffnete Wachsoldaten, einen Zettel mit

daraufgekritzelt dem Namen in Händen, zu mir durch. Ich nahm sofort den Schrieb: «Neunhäuserer, *sono io!*»

Sofort wurde ich in ihre Mitte genommen und zum Gerichtsgebäude geführt. Wir betraten den grossen Saal. Da machte ich Augen: In der Mitte stand ein sehr langer Tisch, rund um ihn sassen mehrere Offiziere. Jeder hatte seine Kopfbedeckung vor sich hingelegt. Gleich erkannte ich alle Dienstgrade: zwei *Maggiori*, zwei *Tenente Colonelli*, zwei *Colonelli* und sogar einen *Generale*. Am anderen Tisch sassen fünf, sechs Herren in feschen dunkelblauen Anzügen. Nun überkam mich schon ein mulmiges Gefühl. Der erste Major begann freundlich und zuvorkommend in ganz einfachem Italienisch auf mich einzureden: So ein Tag des feierlichen Schwurs sei ein Festtag, und wenn ich nicht den Wortlaut verstanden hätte, oder mir übel gewesen sei, dies nichts ausmache. Ich könne nun den Eid sofort nachholen.

Alle blickten mich dann gespannt an. Das Angebot bedeutete grosses Entgegenkommen, verlockend, nur einen Satz feierlich vorzutragen, und ich wäre sofort frei.

Nein, ich konnte einfach nicht. All die Repressalien der Faschisten in meiner Heimat fielen mir ein, die gnadenlose Unterdrückung unserer Südtiroler Kultur und die Durchsuchung meiner Schneiderwerkstatt. Ich hätte zu Trachtenähnliches genäht. Um Anzüge aus hellgrauem Loden, grün eingefasst und weiten Knickerbockern dazu, hatte es sich damals gehandelt. Ja, mit kleinem, runden Hut und einer Spielhuhnfeder darauf, war es sicherlich kein eleganter Anzug, aber auch nicht unsere Tiroler Tracht. Jene Gewänder gefielen und wurden weithin im Pustertal getragen. Da aber in meiner Werkstatt nichts Verbotenes gefunden wurde, war ich mit einer Verwarnung davongekommen.

Nein und nochmals nein, ich konnte die Unterdrückung meines Volkes in der Heimat nicht hinnehmen!

Da wiederholte ich deutlich: «*Signori no*, auf den Duce schwöre ich nicht!»

Augenblicklich steckte ich in einem gewaltigen Kreuzverhör. Die jungen Herren in blauen Anzügen, welche an einem anderen Tisch sassen, meldeten sich nun in reinem Hochdeutsch zu Wort. Ihre Fragen prasselten nur so auf mich ein, gleichzeitig und immer schneller. Mit Fangfragen wollten sie mich unbedingt zu Fall bringen. Wie informiert sie doch über die antifaschistische Haltung unserer verarmten Grossfamilie waren, die lieber arge Not litt, als der Partei beizutreten und den Namen italienisieren zu lassen.

Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf: «Ernst, bleib ruhig und antworte langsam!»

Dann wurde es plötzlich still. Nun nahm sich der Vernehmungsoffizier meiner an, verständlicherweise viel schärfer als zuvor. Er schnauzte, ob ich endlich bereit sei, den Eid abzulegen: «*Si o no!*»

«*Signori no!*», war meine Antwort.

Totenstille und Sprachlosigkeit im Gerichtssaal. Da drückte der Major auf den Klingelknopf, zwei Wachbeamte traten zur Tür herein, nahmen mich in ihre Mitte und wollten mit mir abtreten und mich ins Gefängnis bringen. Nun spielte ich meinen letzten Trumpf, der mir etwas Sicherheit verlieh, aus. In schwachem Italienisch verkündete ich laut und feierlich: «*L'anno trentacinque, il cinque dicembre a Catanzaro dal 243° Fanteria Reggimento di Guerra hofatto ilgiuramento per il nostro Re Vittorio Emanuele III. E questo mi basta!*»

Das stimmte auch. Gegen den König hatte ich früher nichts einzuwenden. Warum nur war er inzwischen so schwach und hatte dem Duce die Macht überlassen!

Ein hoher Offizier rief: «*Peril Re,... non basta più!*»

Da flüsterten und berieten sich aufgeregt die Offiziere. Schliesslich klingelten sie wiederum nach der Wache. Zwei Mann mit finsternen Gesichtern erschienen und rissen mich in ihre Mitte. Ich wurde abgeführt. Was erwartete mich nun? War inzwischen der Eid auf den König ungenügend, galt er etwa nicht mehr?

Brüsk wurde ich nun von den Wärtern zur Tür hinausbefördert. Ich landete aber nicht im Gefängnis,... nein, man brachte mich zu meiner Kompanie zurück.

Es war nicht zu fassen, ich war frei! Natürlich wurde ich nun auffallend schlecht behandelt und musste die schlimmsten und anstrengendsten Arbeiten verrichten: schwere Eimer mit Wasser tragen, die vollen Kochkessel schleppen, einige darauffolgende Nächte Wache schieben. Die schlimmste Strafe war jedoch das Ausschaufeln und Säubern der offenen Latrinen, was bei jener Hitze, den vielen Fliegen und dem Wassermangel oft an die Grenze des Erträglichen reichte. Alle wunderten sich, wie gewissenhaft und fröhlich ich all jene mühsamen Aufträge erledigte und stets auch noch die Offiziere freundlich begrüßte. Ich meldete mich zusätzlich freiwillig zur Nachtwache beim Munitionslager, was jedoch nicht bewilligt wurde.

Eines Tages, während des langen morgendlichen Marsches, hiess mich ein fremder Hauptmann zu sich kommen, reichte mir sogar die Hand und deutete mir, neben ihm zu marschieren. Interessiert liess er sich über die *Provincia Alto Adige* und die politischen Verhältnisse dort genau erzählen. Er betonte, mehrmals dort gewesen zu sein und dass er die Menschen, auch wenn sie anders seien, sehr schätze. Ich erkannte bald in jenem freundlichen und noblen *Capitano* einen Königstreuen, und das gefiel mir. Mehrmals liess er mich während anstrengender Märsche zu sich rufen und liess sogar junge Soldaten, die die sizilianische Hitze gewohnt waren, mein Gepäck schleppen. Aufmerksam erkundigte er sich nach meinen familiären Verhältnissen. Da spürte ich, dass er mich so richtig schätzte und mein geradliniges Verhalten respektierte. Ja, es schien ihm sogar zu imponieren. Wie staunte ich, als ich hörte, dass er auch als ein *richiamato*, Jahrgang 1912, hier den militärischen Dienst leistete. Ich erfuhr, dass er sogar der Richter von Trapani war und als Königstreuer kein Faschist. Sicher kannte er die Akten über mich, die die Gemeinde *Rasun Valdaora* heruntergeschickt hatte.

In den nächsten Wochen erhielten wir drei starke Impfungen in die Brust. Der Kriegseinsatz in Albanien stand nun bevor. Eines Tages wurde uns Soldaten mitgeteilt, dass Landwirte um einen Monat Ernteurlaub ansuchen könnten. Das war für viele eine riesige Freude. Mich, als Schneider, betraf dies leider nicht. Wiederum liess mich der freundliche Hauptmann während eines Marsches zu sich rufen: «*Ernesto, fa una domanda, ti aiuto!*» Er riet mir, um einen Heimaturlaub, zwar nicht der Ernte halber, wie eigentlich vorgesehen, sondern wegen dringender familiärer Gründe anzusuchen. Sogar eine Vorlage fürs Schreiben an den *Podesta* mit dem Hinweis auf die bittere Armut der Grossfamilie ohne ihren Ernährer verfasste er. Dieser triftige Grund möge für einen dringenden Urlaub berücksichtigt werden.

Meine Gattin solle dann das Ansuchen von einem Rechtsanwalt erstellen lassen und nachher dem *Podestà* und dem *Segretario Politico* zur Beglaubigung vorlegen. Darauf wäre es sofort ans «*Comando della Compagnia*» in Trapani zu senden. Er würde es gleich behandeln und mich nach Hause schicken.

Marianna, meine Ehefrau, suchte nach Erhalt des Briefes unverzüglich den befreundeten Rechtsanwalt Michael Dorner, den ehemaligen Nachbar in Olang, in seiner Kanzlei in Bruneck auf. Bereitwillig verfasste er das Ansuchen. Der *Podestà* Caroti von *Rasun Valdaora* zeigte Verständnis und beglaubigte es sofort, aber nicht so der wütende *Segretario politico* Dott. Gallina. Wütend brüllte er, schimpfte über die Sturheit der Familie Neunhäuserer und knallte das Schreiben auf den Tisch. Marianna, die lange arbeitsbedingt in Florenz weilte und fliessend Italienisch sprach, bat höflich um die Unterschrift.

«*Nonfirmol*», schrie er. Sie solle zufrieden sein, sie würden doch unterstützt. Mutig konterte sie: «Ja, das werden wir, aber das Kind und ich können damit kaum zwei Wochen lang leben. Wenn uns nicht meine Eltern beistünden, müssten wir hungern!» Da schnaubte er, dass *Ernesto* beim Heer doch auch verdiene.

«Genau», erwiderte meine wortgewandte Gattin, «40 *centesimi* pro Tag und eine Briefmarke für ein Schreiben an seine Familie kostet 50.»

Als sich dann der *Podestà* für das Anliegen meiner Frau einsetzte, gerieten die zwei in einen heftigen Streit. Nach zwei Tagen konnte Marianna endlich das beglaubigte Bittschreiben abholen. Sobald es beim *Comando* in Trapani eingetroffen war, liess mich der wohlgesinnte Richter-Hauptmann in die Schreibstube rufen und überreichte mir freudig das genehmigte Gesuch. Er wünschte noch einen schönen Urlaub in der Heimat bei der Familie.

Jener hilfsbereite Vorgesetzte würde mir stets in dankbarer Erinnerung bleiben.

Bereits am nächsten Morgen durfte ich für einen Monat zu meiner Familie in die Heimat zurückkehren.

*«Armes armes Volk, das sind
furchtbar schwere Zeiten!»*

Die Option

Überrücklich kam ich zu Hause an und schloss meine Lieben in die Arme. Einen ruhigen, friedvollen Monat wollte ich nun daheim verbringen, bevor ich nach Albanien in den Krieg ziehen musste. Einige Tage nur konnte ich den Urlaub geniessen, meine Familie, Mutter, Geschwister und Verwandten besuchen, mich auch mit Kollegen treffen. Da drohte schon wieder ein politisches Schicksal. In den Gasthöfen bekam man zu hören, dass Hitler und Mussolini übereingekommen seien, das heimatliche Grenzgebiet zu säubern und zwischen den Sprachgruppen radikal Ordnung zu schaffen. Um Zank und Hader zu bereinigen, sollte die Bevölkerung einfach ausgetauscht werden. Das war ein Schlag: Die Deutschsprachigen kämen ins Deutsche Reich oder hinunter nach Sizilien, Italiener herauf, um sich im *Alto Adige* anzusiedeln. Grosse Unsicherheit, Nervosität und Angst gingen nun um. Mehrmals am Tag wurden die Gaststuben aufgesucht, um Wichtiges zu erfahren. Täglich neue Parolen. Einfach unfassbar: Entweder deutsch bleiben, aber Heimat, Besitz, Verwandte und Freunde verlassen und in die Fremde auswandern, oder sich zu Italien bekennen, jedoch mit der Gefahr der vollkommenen Italienisierung und nach Sizilien versetzt zu werden. Es war kaum mehr zum Aushalten. Familien zerstritten sich, so mancher flüchtete in den Alkohol, andere gerieten in Schwermut. Es kam auch zur Verzweiflungstat, wenn jegliche Kraft für die unmenschliche Entscheidung fehlte.

Ende Juni 1939 wurde die Option offiziell bekanntgegeben, im Oktober erfolgte die Veröffentlichung der verbindlichen Richtlinien dazu: Bis zum Jahresende musste sich jeder Südtiroler fürs Abwandern ins Grossdeutsche Reich oder fürs Verbleiben in Italien entscheiden.

Familien, Geschwister untereinander, Nachbarn oder Freunde zerstritten sich. Die Alten wollten den ererbten Hof, oft schon über Jahrhunderte in Familienbesitz, auf keinen Fall verlassen. Die Jungen jedoch sahen dies ganz anders. Ihnen bot das Deutsche Reich Zukunft, Ausbildungsmöglichkeiten und Lebensinhalt. Ich beriet mich mit meiner Frau, der Mutter und den Geschwistern. Meine dreiundfünfzigjährige, besitzlose Mutter wollte auf gar keinen Fall in die Fremde. Sie war ja so heimatverbunden und schöpfte am Grab ihres geliebten Gatten stets Trost und Kraft. Meine heranwachsenden Geschwister waren jung, von der Propaganda begeistert und drängten zur Auswanderung. Eine gute Versorgung, Unterkunft und Ausbildung wurde ihnen versprochen. Alles würde besser, wäre geordneter, aber dass das Naziregime bewaffnet bis an die Zähne war, verstanden sie nicht. Eine ausgeklügelte Propaganda tat dann noch das ihre. Alle meine Geschwister hatten, so wie ich auch, lediglich die Volksschule besuchen können. Zwei Brüder dienten bei Bauern als landwirtschaftliche Arbeiter, Pepe lebte bereits seit 1931 in Osttirol und verdiente sich dort in einem Sägewerk seinen Lebensunterhalt. Erwin, ein Sattlergeselle, war von Hitlers Parolen und Versprechungen sehr angegan und wollte nichts wie weg.

Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, was unser kleines Volk nun durchmachte: Saufen und Streiten waren an der Tagesordnung, die Nerven bis zum Zerreißen überbelastet.

Nächtelang diskutierte ich mit Marianna übers Gehen oder Bleiben.

Vor den angeschlagenen Manifesten versammelten sich die verunsicherten Dorfleute, lasen, diskutierten oder gerieten sich manchmal sogar beinahe in die Haare.

«Südtiroler!

Es sind Flugblätter im Umlauf deren Urheber aus eigennützigem, materiellen Gründen eine Einstellung einnehmen, die unabänderlich zum völkischen und wirtschaftlichen Untergang führen muss. Dem Inhalt dieser Flugblätter wäre Folgendes zu entgegnen: Es ist eine unverschämte Lüge, dass man uns Südtiroler von deutscher Seite aus nach Galizien oder Polen verschieben will. Wahr hingegen ist, dass man uns in unserem Interesse und auf unseren Wunsch beisammen lassen will und daher ein Gebiet sucht, wo eine geschlossene Ansiedlung möglich ist. In einem Brief des Reichführers Himmler, der jedermann fotografiert zur Einsicht vorgelegt werden kann, heisst es wörtlich: bei der Auswahl der Landschaft wird keine Entscheidung getroffen, ohne dass die Führung der Deutschen in Südtirol Gelegenheit bekommt, alle in Frage kommenden Gebiete bereist und ihre Meinung kundgetan zu haben, jeder kann seinen mobilen Besitz jederzeit frei verkaufen und den gesamten Erlös mit ins Reich nehmen. Jeder kann sein mobiles Hab und Gut, also Möbel, Hausrat, Ackergeräte, und den halben Viehstandfracht- und zollfrei mitnehmen. Auch Grabmäler und Grabstein. Es wird z.B. jedem Bauernsohn bis zum vierten ein Hof mit Grund und Boden, ohne Belastung des väterlichen Vermögens zugesichert. Es ist weiter bewusstsgelogen, dass wir in elenden, polnischen Hütten hausen müssen. Wahr ist jedoch vielmehr, dass uns vom Reich durch Baumeister und Architekten im heimischen Stil moderne, gesunde Wohnstätten erbaut werden, und jeder kann selbst an den Plänen mitarbeiten, dabei sollen die Städte Bozen und Meran neu erstehen. Die Abwanderung ist vielmehr die Heimkehr in eine grössere Heimat, in unser Mutterland Deutschland! Ein Paradies kann uns niemand versprechen, aber sagt einmal, waren die Verhältnisse und Zustände bei uns wirklich paradiesisch? Die Strafen, die Verfolgungen, die Einkerkierungen Unschuldiger usw., und welcher Dumme glaubt noch an Versprechungen unserer heutigen Herren? Und wenn Italien in den Krieg eingreift, wo habt ihr eure Männer, Söhne lieber, im Süden, Albanien und Afrika, als in den Reihen des deutschen Heeres, das als bestorganisiertes der Welt gilt. Es ist ein schwerer Schritt, aber wir gehen ihn entschlossen in der Erkenntnis, dass der Weg des Führers der richtige

WIR WANDERN GESCHLOSSEN INS REICH. Wir wollen unserer Tradition treu bleiben und unseren Toten.

Nicht hierbleiben oder auswandern heisst die Parole, sondern die Entscheidung lautet:

DEUTSCH ODER WALSCH - JETZT UND FÜR ALLE ZEITEN!

Südtiroler denkt und entscheidet!»

«Landsleute!

Die Deutsche Regierung hat Italien den Antrag gemacht, die Südtiroler Deutschen aus dem Lande ihrer Väter abzuschleppen und nach Galizien zu verpflanzen. Was Ihr euer Eigen nennt: Haus und Hof, Hab und Gut, alles soll euch weggenommen werden, zu einem Preis, den nicht ihr, die rechtmässigen Eigentümer, sondern andere bestimmen, und den ihr, ohne ihn zu kennen, im Voraus annehmen sollt.

Italien hat das Angebot angenommen, unter der Bedingung, dass die Freiheit der Entscheidung jedes Einzelnen gewahrt bleiben müsse.

Landsleute, in Eure freie Entscheidung ist es also gelegt, zu wählen – zwischen der Heimat und Galizien. «Kennt Ihr das Land?» Tausende sind unter uns, die es nur zu gut kennen. Fragt die alten Krieger, die vor 25 Jahren dort gekämpft und geblutet haben. Niemals hat das Heimweh nach Südtirol so an ihrer Seele gefressen wie in Jenem trostlosen Lande, in Jenen halbasiatischen Dörfern und Städten. Deutschland hat man euch versprochen und Galizien will man euch geben. Wohnen sollt ihr in Hütten, aus denen die polnischen Bewohner vertrieben wurden, arbeiten auf Höfen, von denen man die Besitzer samt Weib und Kind verjagt hat. In einer fernen Zeit wird man euch, als Eindringlinge unerwünscht, vertreiben.

So bedeutet die Auswanderung für Euch den Weg in ein ungewisses Schicksal -für unser Volk ZerreiSSung und Untergang.

Unterschreibt niemals eine Auswanderungserklärung. Nichts ist es mit Sizilien, nichts mit den alten Provinzen. Wer nicht auswandern will, kann bleiben. Die Auswanderungsapostel werden neue Lügen erfinden. Auch das ist unwahr, wenn sie behaupten, die Auswanderungserklärung wäre

eine Volksabstimmung für oder gegen Deutschland, eine Wahl, ob deutsch oder italienisch.

Die Wahl, um die es wirklich geht, ist: Treue oder Untreue gegen die Heimat. Landsleute! Die Wahl kann nicht schwerfallen.

Entscheidet für die Heimat! Haltet ihr die Treue!

Die Losung lautet nicht: «Geschlossen auswandern» sondern «geschlossen in der Heimat verbleiben!»

August 1939

Mein Urlaub war schon längst vorbei. Ich suchte beim Regiment in Trapani um eine Verlängerung an. Wegen der schlimmen politischen Situation wurde sie mir auch zugesprochen. Immer noch lebte ich in der absurden Hoffnung, dass sich bis zum Jahresende etwas zum Guten ändern könnte.

September 1939

Der Krieg begann. Adolf Hitler überfiel Polen, dann kam Frankreich an die Reihe. Da gab es gewaltige Schlachten mit schweren Verlusten auf beiden Seiten. Der Krieg zur See war in vollem Gange. Wie sollte ich mich bloss entscheiden? Ich war der Einzige der Grossfamilie, der sich mit meiner Frau in einer gut gehenden Schneiderei bereits beruflich etabliert hatte. Und die schöne geliebte Heimat, meine Freunde, Musikkollegen und die vielen Kundschaften zu verlassen, konnte ich mir auch nicht vorstellen. Dies nun alles aufgeben? Ich war aber kein freier Mann, war ein Soldat auf Urlaub und für den italienischen Kriegseinsatz in Albanien vorgesehen und bereits geimpft. Die Eidverweigerung auf den Duce könnte mir auch noch gefährlich werden. Nicht immer wird mich der Vorgesetzte, der Richter von Trapani, schützen können. Was tun? Schwierigkeiten, nichts als Ängste und Sorgen. Einfach unerträglich! Meine Brüder Josef und Hans waren als deutsche Soldaten bereits eingezogen und an der Front eingesetzt.



Amtliche Deutsche
Ein- und Rückwandererstelle
Hauptstelle.

Annahmeschein

Der umstehend Genannte hat für sich und seine umstehend angeführten Familienangehörigen gemäß der Deutsch-Italienischer Vereinbarung vom 23. Juni 1939 die Einwanderung ins Deutsche Reich, die Entlassung aus dem Italienischen Staatsverband und Wehrpflichtsverhältnis sowie die Einbürgerung im Deutschen Reich beantragt.

Er hat damit die Verpflichtung übernommen, zu dem von der Amtlichen Deutsche Ein- und Rückwandererstelle gesetzten Termin abzuwandern.

Der Antrag ist namens des Deutschen Reiches entgegengenommen worden.

B r u n e c k , den 6. März 19 41.

Der Leiter der Hauptstelle:

Tr. Im Auftrage:

(K l e m e n s)

Zweigstellenleiter:



Nach schlimmen Tagen und schlaflosen Nächten entschieden Marianna und ich uns fürs Abwandern ins Grossdeutsche Reich. Erst am 3. Dezember 1939 optierte ich dann für mich und meine Familie, jedoch ohne gestellten Antrag für die Auswanderung. Die Amtliche Deutsche Ein- und Rückwanderungsstelle bestätigte am 6. März 1941 die Aufnahme.

*«Lassen Sie uns erschiessen,
dann sind Sie uns los!»*

In der Fremde

Da vorerst keine Einberufung zum deutschen Kriegsdienst erfolgte, eröffnete ich wieder meine Schneiderei, nahm zwei Gesellen auf, und wir arbeiteten nun zu viert, beinahe Tag und Nacht. Viele Abwanderer, Freunde und Bekannte liessen sich noch Gewänder fertigen, bevor sie die Heimat verliessen! Bei den *Fabbriche riunite di Torino* bestellte ich stets die Stoffe und erhielt sogar als einer der besten Kunden Italiens eine Nähmaschine als Prämie. Dauern schmerzliche Abschiede, viele Tränen! Treue Kunden holten noch die Mäntel ab und zogen fort. Die Tragödie der Option muss man selbst erlebt haben, um sie richtig beschreiben und nachfühlen zu können.

Meine Frau gebar im Juli 1940 unser zweites Töchterchen Rita. Jene Freude wurde jedoch bald von den sorgenvollen Kriegsgeschehnissen überschattet. Wann würde ich eingezogen und müsste Marianna und die kleinen Töchter zurücklassen?

Meine heimatverbundene Mutter Elisabeth hatte schliesslich am 11. November 1939, gedrängt von ihren Kindern, für die Abwanderung ins Grossdeutsche Reich optiert. Die Wohnung, in der sie mit ihrer Familie dreissig Jahre gelebt hatte, war nun leer geräumt. Nachdem die Möbel abgeholt worden waren, hielt sie sich noch bei uns auf. Meine Gattin, die sich mit ihrer Schwiegermutter stets gut verstanden hatte, schlief die letzten Nächte neben ihr in unserem Bett und versuchte, sie zu trösten. Wie traurig war dann das Wegziehen meiner verzweifelt weinenden Mutter mit ihren Kindern! Unser Töchterchen Elsa erlebte die Trennung von Oma und Tanten traumatisch. Sie waren ja ihre Familie, da ich mit meiner Frau früher wochenweise wegen Störarbeit ausser Haus geblieben war. Das Kind zeigte später noch lange auf ein Köfferchen und wollte zur Oma. Jener herzerreissende Abschied Anfang Februar 1941 blieb auch Marianna und mir unvergesslich.



Die Siedlung der Südtiroler Optanten «Im Dreieckel» in Dornbirn, Vorarlberg. Den Namen erhielt sie entsprechend der dreieckigen Form des verbauten Grundstücks; im Bild die Brückengasse.



Die Zugfahrt meiner Mutter und der Geschwister ging zunächst bis Innsbruck. Am Bahnhof dort wurden die Ankömmlinge erwartet, begrüßt und jeweiligen Unterkünften zugeteilt. Sie kamen in den Österreichischen Hof. Dort betreute man sie gut. Sie wählten wegen der damals weithin bekannten Textilindustrie als Bestimmungswohngebiet Vorarlberg. Meine jungen Geschwister waren von der Propaganda hingerissen, aber Mutter...?

Was für ein Erwachen: Die erste Adresse war fingiert. Nachher kamen sie nach Hohenweiler! Elisabeth war todtraurig im fremden Land, unter fremden Menschen mit einer Sprache, die sie nicht verstand, beschimpft und unerwünscht. In einem Gasthof kam sie mit einigen ihrer Kinder unter. Sie mussten hart schuften und wurden immer wieder lästiges Gesindel genannt. Verzweifelt suchte sie später den Bürgermeister auf: «Lassen Sie uns erschiessen, dann sind Sie uns los!» Er tröstete sie, dass in Dornbirn bald die Siedlungshäuser fertiggestellt seien und sie eine neue, schöne Wohnung erhalte. Er besorgte ihr auch eine Arbeitsstelle mit Unterkunft in einem anderen Gasthof, wo es ihnen viel besser ging. Im Juni 1942 war es dann so weit. Mit den Kindern zog sie in die neu erbaute, helle und geräumige Wohnung «Im Dreiangel 8» in Dornbirn ein. Erwin und Max waren bereits im Kriegseinsatz. Nun bekam sie noch mehr Ablehnung der Einheimischen zu spüren, denn die neuen Häuser verfügten bereits über Spülklosetts, elektrische Backröhre, Badezimmer mit Wanne und einen Luftschutzkeller.

Am 5. Oktober 1942 wurde Elisabeth aus der Liste der italienischen Staatsbürger gelöscht. Ab dem Kriegsende 1945 war sie staatenlos, aber den österreichischen Staatsbürgern gleichgestellt. 1955 erhielten meine ausgewanderte Mutter und Geschwister die österreichische Staatsbürgerschaft.

Ernst mit den aus gewanderten Familienmitgliedern vor dem neu errichteten Siedlungshaus «Im Dreiangel 8»: hinten Arthur, Mutter Elisabeth, Erwin, Maria mit Söhnchen Reinhold, vorne Ernst und Schwester Elisabeth

*«Stundenlang wurden wir täglich
gnadenlosgeschliffen und fühlten uns
manchmal halbtot.»*

Die Einberufung zur deutschen Wehrmacht

Meine Einberufung zur deutschen Wehrmacht flatterte erst nach Jahren ins Haus. Am 16. Juni 1944 musste ich BAU mich in Bozen einfinden. Darauf ging's für einen Monat nach Innsbruck. Das war ein Erwachen! Ich kam in das gefürchtete Straflager Reichenau im «Pradler Sagg». Warum? Was hatte ich verbrochen? Ich war mir keines Vergehens bewusst. Wahrscheinlich war ich hier, weil ich am Nazisystem in Olang Kritik geübt hatte. Marianna hatte mich öfters zur Vorsicht vor eigenen übereifrigen «Freunden» gemahnt. Sie hatte auch gesagt: «Pass auf, du bist ihnen einer zu viel!» Olander waren es, die ich gut kannte und die mir vertraut waren. Ich konnte dies nicht glauben, ich bin wirklich denunziert worden und in diesem gottverlassenen Straflager, abgeschnitten von der Welt und ohne Nachricht über meine Familie, gelandet. Schlimm, was ich da alles gesehen und erlebt habe! Wie grausam dort mit unschuldigen Insassen umgegangen wurde. Draussen, hinter dem hohen Bretterzaun hörte ich Kinder fröhlich lachen und herumtoben... Und wir hier drinnen? Wohl die meisten waren, so wie ich, sich keines Vergehens bewusst und wurden nun geknechtet.

Nach einem Monat wurde, Gott sei es gedankt, ein Zug von ungefähr vierzig Mann zusammengestellt und Ende Juli nach Graz gebracht. In der Schönaukaserne teilte man mich der II. Dolmetscherkompanie zu. Dort erhielt ich einige Briefe von meiner verzweifelten Frau. Sie berichtete darin, dass man sich für mich in Bruneck eingesetzt hätte. Aber umsonst!



Herbst 1944: Ernst als Soldat der Wehrmacht mit seinen Militärkollegen vor der Schönaukaserne in Graz; er ist noch sichtlich gezeichnet von seinem Aufenthalt im Lager Reichenau in Innsbruck.

Ich merkte sofort, dass hier ein anderer Wind wehte. Die Ausbildung war rüde und hart, mancher Vorgesetzte brutal, ja fast sadistisch. Der eigene Wille, der innere Schweinehund, mussten abgetötet werden. Nur mehr parieren, funktionieren, sich abhärten, körperlich wie auch emotional. Einen solch unmenschlichen Drill hatte ich weder in der militärischen Ausbildung 1935 in Kalabrien noch in jener von April bis Juni 1939 in Sizilien erlebt. Trotz meines starrköpfigen Verhaltens bei der Eidverweigerung für den Duce und der folgenden Strafen blieb ich dort immer ein Mensch. Dieses Gefühl kam mir in Graz manchmal abhanden.

«Der deutsche Soldat muss ..., er hat zu..., er zählt zu den besten der Welt...!»

«Hinlegen, auf, marsch, marsch, Gasmasken an, damit herumlaufen, auf die Bäume klettern und singen: ‚Die Vögelein im Walde!‘« Anfangs schien uns dies schon sonderlich, wie Eulen im Geäst zu hocken und atemlos ein Lied «hervorzuquietschen». Das reinste Affentheater! Stundenlang wurden wir täglich gnadenlos «geschliffen» und fühlten uns manchmal halbtot. Nach zwei, drei Wochen waren wir aber seelisch wie auch körperlich ziemlich abgehärtet.

An eine Begebenheit im Kasernenhof kann ich mich gut erinnern: Wie jeden Tag musste auch nach einer verregneten Nacht auf dem Bauche liegend, die Maschinenpistole in der Hand, über den feuchten Platz gerobbt nach Kommando, dann sich bäuchlings auf den Erdboden fallenlassen und mit den Ellbogen ruckweise weiterziehen. Die Waffe hatte dabei unbedingt sauber zu bleiben. Der junge, kaltschnäuzige und arrogante Feldwebel stand hinter einer Regenpfütze und schnauzte: «Ja wird's bald, los, marsch, marsch, Sie krummgeschi... Fragezeichen Sie! Ich lasse Sie erschiessen!» Er schien die Quälerei der Soldaten sogar noch zu geniessen. Voller Wut steuerte ich auf die Pfütze zu und liess mich aufs Kommando hineinfallen.

Ernst präsentiert sich in Wehrmachtsuniform vor der Schönaukaserne in Graz.



2. Dolmetscher-Comp. W. R. XVIII
6ca3, Südbaukaserne

Auszug aus der Truppenstammrolle der

Einstellungsjahr 1944

Waffennummer: Bozen 12/105/1/1

Z. St. R. Nr.: 686/44

1. Dienstgrad:	Schütze
2. Familienname:	Neunhäuserer
3. Vornamen: Rufname unterstreichen	Ernst
4. Geburtstag und -Ort	8.12.1912 Mitterläng
5. Religiöses Bekenntnis:	r.k.
6. Familienstand: ledig, verheiratet, Kinder	verh. 2 Kinder (Elsa 1937, Ritta 1940)
7. Anschrift der nächsten Angehörigen:	Ehefrau: Maria Neunhäuserer geb. Niedermair, Mitterläng/Kr Bräu
8. Beruf:	Schneider
9. Zugang am:	24.6.1944
von:	Musterungsamt, Bozen
10. Dienst Eintritt: Einstellungstag	24.6.1944
11. Verpflichtungsdauer:	auf _____ Jahre bis _____
12. Ernennung und Beförderungen	
Dienstgrad:	
am:	
13. Strafen: vgl. Str. B. Seite	
14. Führung:	
15. Abgang: Entlassung, Versetzung usw.	
am:	_____ nach: _____
Grund: Datum u. Nr. der Verfügung	
Detachmentsschrift:	wie Ziff. 7.
16. Zuständige Wehrverfah- dienststelle:	
17. DB liegt nicht vor:	

Ein Schwall schmutzigen Wassers schwappte dem Vorgesetzten bis zu den Knien hoch. Er schäumte vor Wut, konnte uns grinsenden Soldaten jedoch nichts anhaben: Wir hatten lediglich aufs Wort gehorcht. Mit wüsten Beschimpfungen und Drohungen entliess er uns dann in die Kaserne und stapfte wütend von dannen.

Gerade ich, der ich noch die deutschsprachige Volksschule mit nur wenigen wöchentlichen Italienischstunden besucht hatte, wurde nun der 2. Dolmetscherkompanie zugeteilt. Die Jüngeren waren da durch den rein italienischsprachigen Unterricht im faschistischen *Alto Adige* im Vorteil. Nun musste zuerst zur schriftlichen Aufnahmeprüfung angetreten werden. Wie sollte ich bloss Texte über «Chinesische Wasserbauten» und «Die französische Literatur» ins Italienische übersetzen? Natürlich flog ich im «höchsten» Bogen.

Bei der mündlichen Prüfung musste ich in italienischer Sprache Soldaten und Truppen kommandieren. Durch mein forsches Auftreten und den angeeigneten Sprachschatz vom einstigen Heeresdienst in Catanzaro und Trapani überzeugte ich die Kommission einigermassen. Das Ergebnis lautete: «Ausbildungsfähig.» Die Italienischkurse begannen. Nachmittags sassen wir Schüler der untersten Stufe bei quälender Affenhitze drei Stunden lang in einer Baracke. Einer nach dem anderen schliefen wir, noch vom vierstündigen morgendlichen Drill erschöpft, während des Unterrichts ein. So musste das militärische Frühtraining um eine Stunde reduziert werden.



Schütze Ernst Neunhäuserer,
2. Dolm. Komp. W.K. XVIII Graz;
Wehrnummer Bozen 12/105/1/1;
Erk. Marke Nr: 139

Ich war mit meinen Lernfortschritten in Italienisch nicht zufrieden und wollte mich deshalb wieder abmelden. Ich besprach mich mit dem Lehrgangleiter, Jesuitenpater Mutschlechner aus Sand in Täufers, und dem Südtiroler Priester

Chronst, der ebenfalls unterrichtete. Ersterer war noch vor Kriegsende gefallen. Sie rieten mir: «Wir sind im Krieg, die Schulung dauert drei Monate, Neunhäuserer, bleiben Sie hier, da sind Sie noch einigermassen sicher! Inzwischen vergehen Kriegswochen. Wer weiss, ob ein weiterer Verbleib hier in Graz für Sie nicht doch gut sein könnte, ansonsten geht's bereits morgen mit Marschbefehl an die Front!»

So besuchte ich weiterhin die Dolmetscherausbildung. Zwei andere Kollegen, inzwischen als Dolmetscher an der italienischen Front eingesetzt, waren leider schon gefallen.

Während meines Soldatenlebens hat mich das Schiessen auf Schiessscheiben am meisten gefreut. Bereits in Trapani zählte ich zu den sicheren Schützen. Hier in Graz bekam ich ein altes tschechisches Standschützengewehr mit ei-

nem auffälligen, nicht entfernbaren Rostfleck. Immer wieder wurde mir deshalb mit dem Vorwurf, es zu schlampig geputzt zu haben, der abendliche Ausgang gestrichen.

Eine besondere Schiessübung: Wir mussten eine 450 Meter entfernte, bewegliche Figur treffen. Ich war Erster der ganzen Kompanie. Der Oberst kam, gratulierte mir und wollte mit dem alten, auffälligen Gewehr auch einen Schuss versuchen, schoss aber völlig daneben. «Da haben Sie Ihren Knüppel!», grollte er und warf es mir vor die Füße. Nun hatte ich Anrecht auf fünf Tage Sonderurlaub. Der konnte aber wegen des Attentates vom 20. Juli auf Hitler nicht gewährt werden.

Im September bestand ich die Dolmetscherprüfung. Blitzschnelle Reaktion und ein gutes Gedächtnis waren dabei gefragt. Es ging um genaues, schnelles, sicheres militärisches Berichten in knappen Worten. Das gelang mir.

Graz war schlimmen Luftangriffen ausgesetzt. Die grauenvolle Wirkung der Phosphorbomben an der hilflosen Bevölkerung verfolgte mich auch nachts in meinen Träumen. Beim Bergen der Opfer mussten wir dem langsamen Sterben und qualvollen Verbrennen bis auf die Knochen von Frauen, Kindern und alten Leuten zusehen und konnten nicht helfen. Diese entsetzlichen Erinnerungen verfolgten mich mein ganzes Leben. «Warum nur dieses Elend, was haben sie verbrochen?», fragte ich mich. Keine Kompanie durfte, so wie wir Dolmetscher bisher, ohne Kriegseinsatz sein, deshalb wurden wir nun ebenfalls an die Front berufen. Aber vorher hatte jeder Soldat noch das Recht auf Heimaturlaub. Davon machte ich Gebrauch und konnte für zwei Wochen zu meiner Familie nach Hause. Die Zugfahrt war abenteuerlich: immer wieder unterbrochene Strecken und Flugzeugangriffe. Einige Male mussten wir sogar eiligst irgendwo im Freien «unterkriechen». Erst um Mitternacht kam ich in Olang an.



Im slowenisch-kroatischen Partisanengebiet

Nach dem Heimaturlaub kehrte ich am 1. Oktober 1944 zur Schönaukaserne in Graz zurück. Inzwischen war meine Kompanie nach Pettau-Ptuj in Slowenien verlegt worden. Mit einigen Kameraden wurde ich bereits am Tag nach meiner Ankunft auf schnellstem Wege dorthin gebracht. Nun stand uns der Einsatz im slowenisch-kroatischen Partisanengebiet bevor, und wir hatten dort für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Vor allem oblag uns die sofortige Meldung auftretender Zwischenfälle und Unruhen.

Zuerst wurden wir auf verschiedene Stützpunkte aufgeteilt und in der Nähe zur heutigen Südsteiermark eingesetzt. Später hatten wir das Geschehen an der slowenisch-kroatischen Grenze zu überwachen. Kurze Zeit verbrachten wir dabei zu neunt in einem Winzerhaus mitten in den Weinbergen in der Nähe von Türkenberg. Wenn ich so zurückdenke, kommen mir oft erheiternde Episoden über das sonderbare Verhalten des Feldwebels in den Sinn. Als für mich ein Bett fehlte, kam er zu mir: «Neunhäuserer, zimmern Sie eine Bettstatt!»

«Herr Feldwebel, ich bin Schneider und kann das bei bestem Willen nicht!»

«Dort sind Bretter, suchen Sie sich Leute, und los geht's!», war die barsche Antwort. Das Schreinern gelang, da sich ein Kamerad bei mir mel-

Herbst 1944, Heimaturlaub, von links nach rechts: Rita, Elsa, Ernst und Frau Marianna

dete, der darin ein wenig Erfahrung hatte. Tage darauf brachte ein Kollege ein totes Huhn. Der Vorgesetzte befahl ihm, es sofort zu kochen. Unglaublich! Der Soldat, in völliger Unkenntnis, begann das Huhn mit Federn und Eingeweide im aufgesetzten Wasserkessel zu erhitzen. Das bemerkte ich und versuchte das willkommene Hühnerfleisch im letzten Moment zu retten.

Wie froh war ich, als ich für zwei Monate nach Türkenberg-Turski Vrh kam! Dort wurde es jedoch bald sehr brenzlich: Nachts griffen die Partisanen aus ihren Hinterhalten an, während des Tages die Jagdflieger. Oft mussten wir bei gefährlichen Ausmärschen schnell Deckung suchen.

Wenn ich so zurückdenke, dann muss man ehrlicherweise sagen, dass die Partisanen durch das grausame Vorgehen einiger brutaler Anführer oder Kommandanten unsererseits zur Gewalt getrieben wurden. Ich habe auf beiden Seiten argen Fanatismus erlebt.

15. Oktober 1944

Unsere Kompanie wurde nach Rohitsch Sauerbrunn-Rogasca Slatina, einem bekannten Kurort, verlegt. Im Kurhaus fanden wir eine angenehme Unterkunft. Das Heilwasser dort, reich an Magnesium, soll für den menschlichen Organismus sehr gesund sein. Wir tranken es auch, aber es schmeckte ziemlich säuerlich. Tagsüber waren wir nun ständig unterwegs, um die besetzten Gebiete zu überwachen. Zwei Tage später stiess Anton Zeiger aus Deutschnofen zu uns. Wir teilten uns zusammen mit zwei anderen Kollegen für einige Wochen eine Dachkammer. Wir zwei Südtiroler verstanden uns gut. Bald hiess es jedoch wieder Abschied nehmen, ein Umstand, der sich für mich später als eine glückliche Fügung erweisen sollte. Während ich mit mehreren Kameraden zu einem anderen Frontabschnitt in Marsch gesetzt wurde, kam Zeiger mit dem Rest der Kompanie in jugoslawische Gefangenschaft. Unser geschätzter Major Hans Karl Brandstätter aus Marling wurde, das erfuhren

wir erst später, am 9. November 1944 von den Partisanen sogar umgebracht. Er hatte sich ihnen gegenüber einfach zu sicher gefühlt.

6. November 1944

Unser neuer Stützpunkt lag in einsamer Gegend, inmitten von Wiesen und Wäldern, nahe eines abgelegenen Dorfes. Männer waren nie zu sehen, nur alte Leute, Frauen und Kinder. Da verstanden wir sofort: Wir befanden uns mitten im gefürchteten Partisanengebiet und fühlten uns auch dauernd beobachtet. Nun hiess es, auf der Hut zu sein. Von einem tagsüber leer stehenden Haus auf einer Anhöhe wurden nachts oft Salven in die Luft geschossen, um uns einzuschüchtern. Wir begriffen, was hier gespielt wurde. Unser Stützpunktleiter, der preussische Feldwebel, war ein ganz gemeiner Kerl und versuchte mit allen Mitteln, seine Macht zu demonstrieren und die arme Bevölkerung gnadenlos in Angst und Schrecken zu versetzen. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen.

Unter seiner Führung hatten auch wir nichts zu lachen. Die ersten Spähtrupps und *Streifegänge*, die wir mit ihm durchführten, hatten uns die Augen geöffnet. Wir verstanden sofort, dass es ihm gefiel, die Dorfbewohner zu terrorisieren. Wenn wir ausrückten, waren wir stets schwer bewaffnet. Mit Windbluse, Stahlhelm, Gasmaske, einem Patronengurt um den Hals, Handgranaten im Koppel und das Gewehr oder die Maschinenpistole bei der Hand ängstigten wir dort die Frauen, Kinder und alten Menschen. Sie waren allein, denn alle waffentüchtigen Männer hielten sich als Partisanen in den Wäldern auf.

Eine Begebenheit, die das herzlose Verhalten unseres Vorgesetzten zeigte, kann ich nicht vergessen: An einem Morgen marschierten wir, wie beinahe täglich, mit unserem Feldwebel schwer bewaffnet durch die ländliche Gegend. Vor den einfachen Bauernhöfen und Hütten graste allerlei Geflügel, hauptsächlich Hühner, Gänse und Truthennen, also Lebensnotwendiges, was jenen armen Bewohnern noch geblieben war.



Aussenstelle von Rohitsch Sauerbrunn: Von dem verlassenem Haus auf dem Hügel schossen die Partisanen nachts Richtung Unterkunft, um den Soldaten Angst einzujagen; Ernst Erster von links.

Plötzlich erschoss der Feldwebel vor den Augen der alten Hausleute zwei Truthennen und steckte sie in einen Sack. Da kam die junge Bäuerin weinend aus dem Haus und jammerte. Unser Kommandant schnauzte sie an, dass er noch *Jajca* wolle. Sie schluchzte, dass sie keine hätte. Da ergriff er wieder das Gewehr und erschoss hämisch grinsend vor ihren Füßen den dritten *Truter*. Wir Soldaten waren über solche Brutalität schockiert. Das erlegte Geflügel wurde mitgenommen und dem Stützpunktkoch, der ein Freund des Feldwebels und ebenfalls ein Fanatiker war, übergeben. Dieser putzte es fachgerecht, zerkleinerte, würzte und briet es. Wir, die Mannschaft, erhielten davon nur Knochen und Abfälle. Die gebeizten Fleischstücke schickten sie, in Feldpostpaketen gut verpackt, in ihre Heimat.

Inzwischen war das brutale Verhalten dieser beiden Soldaten der Kompanie in Rohitsch Sauerbrunn gemeldet worden. Bereits nach drei Tagen mussten sie ihre Ausrüstung zusammenpacken und wurden an die Front in Russland strafversetzt.

25. November

Als neuer Stützpunktleiter kam Feldwebel Anton Staffler aus Kar- daun in Südtirol, ein tüchtiger und kriegserfahrener Soldat, zu uns. Er war ein schneidiger Bursche, hatte bereits grosse Kriegserfahrung auf Kreta, in Finnland und Russland gesammelt. Als Vorgesetzter verlangte er Ordnung und Disziplin, blieb aber stets menschlich und gerecht. Er war genau das Gegenteil vom gewalttätigen Preussen. Anfangs gab er off nachts Alarm, um unsere Reaktion zu trainieren. Wir mussten zwei Minuten nach dem Signal angezogen und bewaffnet im Hof stehen und schleunigst eine geeignete Deckung suchen.

Beim Spähtrupp und *Streifgehen* trugen wir nur mehr einfache Bewaffnung, verhielten uns der Bevölkerung gegenüber freundlich, suchten Kontakt mit den verängstigten Bewohnern und betraten manchmal auch ihre Häuser. Nach ein paar Tagen hiess es bereits: «Jetzt ist hier alles anders, die Bösen sind fort, andere sind hier!»

Von der Bevölkerung erfuhren wir, dass es mit dem Preussen-Feldwebel nicht mehr lange so weitergegangen wäre. Ein nächtlicher Überfall mit ein paar Hundert Männern sei bereits vorbereitet geworden. Unseren Stützpunkt, welcher nur aus einem kleinen Gebäude bestand, wollte man in Brand schiessen und alles vernichten.

Partisanen machten ja selten Gefangene, da sie keiner militärischen Organisation angehören.

Mit dem Stützpunktleiter Staffler ging es nun sehr gut. Wir suchten stets respektvollen Kontakt zur Bevölkerung. Bei Spähgängen betraten wir zu zweit die Häuser. Die Menschen waren immer freundlich und stellten uns off ein Glas Most vor. Wir legten aber trotzdem nie die Waffen ab

und verhielten uns aufmerksam. Einmal, als ich mit alten Hausleuten ins Gespräch kam und nach dem Taschentuch griff, hing mein Rosenkranz daran. Dies erblickte die Hausmutter, deutete darauf und stammelte aufgeregt: «Du nicht SS!»

«Aber nein!» Ich zeigte ihr das Edelweiss an der Uniform und antwortete: «Bin auch Katholik, verheiratet, habe Frau und zwei Kinder.» Das Eis war gebrochen, und man begegnete mir wohlgesinnt. Ein andermal beobachtete ich in einer Stube, wie sich die Jungbäuerin beim Nähen eines Kleidungsstückes umständlich plagte. Ich nahm es in die Hand und zeigte ihr, wie sie damit umgehen sollte. Erstaunt blickten mich auch die alten Eltern an. «Ich bin Schneider», erklärte ich. Nun fing eine deutlich bessere Zeit an. Schon bald wusste die Bevölkerung der näheren Umgebung Bescheid. Bei Besuchen wurde ich manchmal um Rat gefragt, und man steckte mir etwas Essbares zu. Ich scherzte mit den Kindern und erlernte sogar slowenische Lieder.

Auch ein neuer Koch wurde bald gefunden: meine Wenigkeit. Zwar lehnte ich anfangs ab, aber meine Kollegen bestanden darauf, denn sie hatten mich schon öfters beim Kochen beobachtet. Eigentlich übernahm ich den Küchendienst gerne, da ich von zu Hause aus auch gute Erfahrungen mitbrachte. Meine Mutter war ja eine gelernte Köchin, auch wenn sie ihre Kochkunst in den wirtschaftlich schlimmen Zeiten wohl kaum hatte ausüben können. Die nächste Zeit verlief ohne besondere Vorkommnisse.

Kriegsweihnacht 1944

Advent, eine besinnliche Zeit. Ein jeder dachte wehmütig an seine Familie zu Hause. Schon lange hatte ich nichts mehr von meiner Frau, den kleinen Töchtern und der Mutter in Dornbirn gehört. Da machte man sich schon Sorgen. Auch den Kollegen ging es ähnlich. Die Lebensmittelversorgung war schlecht. Ein Sack Mehl und ein Kamerad aus Brixen, der Zuckerbäcker von Beruf war, nutzten uns herzlichst wenig. Nur mit Mehl

und Wasser konnte auch er nichts backen. Zufällig konnten wir einige Eier, etwas ranzige Butter und eingeweckte *Powidl* ergattern. So wurden wir am Weihnachtsabend mit herrlichen Süßigkeiten überrascht. Zwei aus unseren Reihen gingen auf die Suche nach einem Nadelbaum, was nicht so einfach war. Es gab fast nur Buchen- und Birkenwälder. Mit geschnittenen Stanniolpapierstreifen aus Zigarettenschachteln wurde später ein Fichtenbäumchen geschmückt.

Am Heiligen Abend kamen auch Kameraden aus den nahen Stützpunkten zu uns. Nur die Wachen fehlten. Wir sangen voller Wehmut und Andacht das Lied «Stille Nacht! Heilige Nacht!».

Stille, Frieden, wann würde der Krieg, das grausame Gemetzel an den Fronten endlich vorbei sein? Was für eine Zukunft erwartete uns? Alles war höchst ungewiss, auch unser Leben.

Da rissen uns die beiden Unteroffiziere plötzlich aus der tiefen Schwermut. Sie schleppten einen riesigen Sack voller Pakete und Briefe herbei. Nun wurde wirklich Weihnachten.

Jene Freude, ja das kindliche Glücksgefühl blieb mir stets in Erinnerung. Hatten wir uns doch schon Sorgen um unsere Familien gemacht, da wir seit Wochen kein Lebenszeichen mehr von ihnen bekamen. Jetzt diese unbeschreibliche Freude! Ich erhielt einige Briefe und ein Paket mit süßem Gebäck von meiner Frau, von meiner Mutter gestrickte Socken und Lebkuchenkekse.

Mäuschenstill wurde es im Raum. Alle waren mit Lesen und Geschenkeauspacken beschäftigt. Was für eine Gaudi! Ein paar Kameraden jedoch hatten nichts erhalten. Das war schon sehr traurig.

Nachher hielt unser Feldwebel eine ergreifende, zweideutige Weihnachtsrede. Er liess durchblicken, dass dies höchstwahrscheinlich die letzte Kriegsweihnacht sei. Den Feind erzögen wir uns selbst, und wenn die Front nicht immer näher käme, bestünde die Hoffnung, die Heimat wiederzusehen.

Dann meldete sich ein Soldat zur Ansprache. Er war ein deutscher, verschlossener Sonderling, der ziemlich hinkte. Mit tiefer, klingender Stim-

me berichtete er von seinem ehemaligen Fanatismus und Einsatz für Hitler. Er stülpte die Ärmel hoch, und wir konnten mehrere Panzervernichungszeichen an den Armen entdecken. Darauf fuhr er fort: «Einmal hat der Russe die ausserordentlich bedeutsame Brücke, die zu einem wichtigen Knotenpunkt mit Kaserne und Lazarett führte, angegriffen. Ich war es, der die Brücke rettete. Ich führte meine Gruppe an, instruierte sie, wie man die toten Winkel eines Panzers erkennt und diesen dann geschickt, knackt'. So konnte der Feind erfolgreich zurückgeschlagen werden. Schwer verwundet lag ich nachher über Monate im Lazarett. Für meine Tat wurde ich fürs Ritterkreuz vorgeschlagen. Wie enttäuscht war ich, als der Antrag abgelehnt wurde. In der langen Zeit mit körperlichen Schmerzen und dem seelischen Leid begann ich mir meine eigenen Gedanken über diesen grausamen Krieg zu machen.»

Darauf trug er mit seiner tiefen Stimme ein tiefsinniges Gedicht vor. Mäuschenstill war es im Raum. Mein Gott, waren wir beeindruckt!

12. Januar 1945

Noch nie hatten wir in den Häusern Burschen oder Männer ange- troffen. Einmal, beim *Streifgehen*, fragten wir Kinder, wo ihr Vater sei. Da begegneten uns finstere Mienen und eisernes Schweigen. Sicherlich waren auch sie bei den Partisanen oder hielten sich vor uns verborgen. Aus einer Scheune schoss uns dann sogar ein versteckter Bauer nach.

In einer Winternacht Mitte Januar fiel beinahe ein Meter tief Schnee. Da konnte man nicht weit marschieren. Aber am Nachmittag unternahmen wir trotzdem zu fünft einen kleinen Streifzug. Wir kamen zu einer Weg- gabelung. Zwei Kameraden wollten links in den beiden Häusern einkeh- ren. Schon öfters waren wir dort gewesen. Wir verbliebenen drei wähl- ten den schmalen freigeschaufelten Steig zu den alten Hütten rechts. In einer Stunde wollten wir uns bei der Abzweigung wieder treffen.

Wir warteten umsonst. Die beiden Kameraden tauchten nicht mehr auf. Es musste etwas Schlimmes passiert sein. Sofort kehrten wir zur Unterkunft zurück und machten Meldung. Bei der ernstesten Lagebesprechung wurde beschlossen, gleich einen grossen Suchtrupp zusammenzustellen und schwer bewaffnet loszuziehen. Ich musste inzwischen den Stützpunkt übernehmen, Doppelposten aufstellen und mit Fernglas das Gelände beobachten.

Nichts rührte sich, kein Laut, kein Schuss fiel, ... eine unheimliche Ruhe. Nach drei Stunden kamen endlich die Kameraden zurück. Die Suche war jedoch ergebnislos verlaufen. Am nächsten Morgen machten wir uns wiederum in voller Ausrüstung auf. Wir mussten unbedingt die Vermissten finden und befreien. Über zwei Stunden stapften wir durch das Partisanengebiet, befragten Leute, kehrten in Häuser ein und verhörten die Bewohner. Mehrmals warnten uns verängstigte Personen: «Gehen Sie bitte nicht weiter, ist gefährlich!»

Nach strengem Verhör erfuhren wir von zwei Frauen dann die traurige Wahrheit. Am Nachmittag des Vortages seien vier Partisanen mit zwei deutschen Soldaten eingekehrt und hätten Most getrunken. Die Gefangenen schienen dabei sehr schwach. Gleich seien sie aber weitergezogen. Ziemlich müde gelangten wir nach zwei Stunden Marsch, zum Teil auch über verschneite schmale Wege, in unsere Unterkunft zurück. Den ganzen Abend über hielten wir Krisensitzung: Was sollte nun unternommen werden, wir fürchteten, dass die beiden Kameraden inzwischen nicht mehr am Leben waren. Wir mussten genau herausfinden, wie sich alles abgespielt hatte.

Am Tag darauf bereitete ich für sechs Uhr früh den Morgenkaffee. Nachher musste eine kleine, gut bewaffnete Gruppe in Richtung jener beiden Bauernhäuser marschieren, welche unsere verschollenen Kameraden vor zwei Tagen aufgesucht hatten. Feldwebel Staffler hiess auch mich

teilnehmen. Bevor ich Koch wurde, war ich beinahe täglich beim *Streifegehen* oder Spähtrupp auch in jene Häuser eingekehrt und kannte inzwischen die Leute: Im oberen wohnte eine alte Mutter mit ihren vier Töchtern, im unteren ebenfalls eine Mutter mit altem Schwiegervater und ihren Töchtern. Väter oder Söhne hatten wir niemals zu Gesicht bekommen.

In der Gruppe, Feldweibel Staffler voran, betraten wir zuerst das untere Haus. Die Bewohnerinnen waren sehr aufgeregt, beteuerten, nichts zu wissen, niemand sei hier gewesen, nein, sie hätten keine Soldaten gesehen und auch nichts gehört. Da verlor der Feldweibel die Geduld: «Heraus mit der Sprache! Sind die Soldaten in dieser Stube gefangen worden?» Stille.

Er wollte zur Waffe greifen.

«Nein, nein, hier sind sie nicht gefangen worden, vielleicht beim Nachbarn oben!»

Sofort suchten wir das obere Gehöft auf. Dort die gleiche Aufregung, alles wurde verneint. Kein deutscher Soldat sei in letzter Zeit hier gewesen, das müsse ganz bestimmt im unteren Haus gewesen sein. Nun wurde Staffler scharf: Er riss seine Maschinenpistole aus dem Halfter, jagte alle hinaus und hinunter zum unteren Bauernhof. Dort trieb er auch die Bewohnerinnen vors Haus. «Heraus mit der Wahrheit», schrie er die Frauenschar zornig an, «wo sind unsere Kameraden gefangengenommen worden, oben oder hier unten?»

Nun begann ein Streit zwischen den Frauen beider Häuser, die Schuld wurde hin- und hergeschoben, und sie gerieten sich beinahe schreiend und schimpfend in die Haare. Da ergriff unser Feldweibel seine Maschinenpistole und schoss eine Salve vor ihnen in den Schnee. Das wirkte, Stille..., und unter vorgehaltener Pistole begannen sie kleinlaut zu erzählen: «Im oberen Haus sind die Soldaten eingekehrt und haben einen *Rakija* bestellt. Eine Tochter hat geantwortet, dass sie erst den Schnaps holen müsse, daher ein bisschen zu warten sei und ging hinaus. Inzwischen sei auf einmal die Tür aufgefliegen, vier bewaffnete Männer wären her-

eingestürzt, hätten beide Soldaten überwältigt, gefesselt und schnell abgeführt.»

Was wir befürchtet hatten, war nun leider eingetreten. Die zwei Kameraden würden wir nie mehr zu Gesicht bekommen. Grösste Angst lastete nun auf den Hausleuten. Höchstwahrscheinlich wussten sie von der grausamen Vergeltung nach deutschem Kriegsgesetz.

*«Bitte, bitte nicht erschiessen,
bitte uns leben lassen!»*

Das deutsche Kriegsgesetz der Vergeltung



Die Rache im deutschen Kriegsgesetz war gnadenlos. Sie forderte zehnfache Vergeltung an Menschen oder deren Besitz. Die Frauen und Töchter der beiden Häuser, in denen die zwei Kameraden gefangen und verschleppt wurden, begannen bitterlich zu weinen, fielen zu Boden, umarmten unsere Knie und baten mit gefalteten Händen: «Bitte, bitte nicht erschiessen, bitte uns leben lassen!» Wortlos machten wir kehrt und gingen nachdenklich zum Stützpunkt zurück. Abends hielten wir dann Krisenrat. Die Situation war auch für uns schrecklich: Seit einiger Zeit weilten hier wiederum zwei äusserst kaltblütige und fanatische Reichsdeutsche, die erst kürzlich wegen Grausamkeit aus Russland strafweise zu uns versetzt worden waren. Sie hatten sich dort Schlimmes zuschulden kommen lassen, kamen vors Militärgericht und wurden zum Tode verurteilt. Nur mit Messer und Dolch bewaffnet waren sie bei einem russisch-asiatischen Angriff dem Feind entgegengeworfen worden und hatten fürchterlich gemetzelt. Ihnen wurde nochmals eine Chance zur Bewährung gegeben, und so kamen sie zu uns.

Diese beiden verlangten nun die strikte Einhaltung des deutschen Kriegsgesetzes, ansonsten würden sie gleich Meldung machen: also eins zu zehn. So mussten wir für unsere beiden ermordeten Kameraden insgesamt zwanzig Frauen, Töchter und Kinder erschiessen, oder ebenso viele Häuser in Brand setzen. Wir waren alle gegen diese schrecklichen Strafmassnahmen. Wie sollte man jetzt im Winter diesen armen Leuten noch ihre armseligen Häuser oder Hütten niederbrennen.

Über zwei Stunden stritten und debattierten wir. Wie konnten bloss die zwei Fanatiker von einer gnädigeren Strafmassname überzeugt werden? Allmählich beruhigten sich die Gemüter und jeder wurde angehalten, über vernünftige Vorschläge nachzudenken und diese abends vorzubringen. Ich berichtete dem Feldwebel meine Idee der Vergeltung. Er schien darüber sichtlich erleichtert und hiess mich, sie dann sofort den Kameraden vorzubringen. So meldete ich mich bei der Krisensitzung gleich zu Wort: «Kameraden, wir sind in einer schlimmen Lage. Bedenkt, wenn wir zwanzig Leute erschliessen oder ebenso viele Häuser niederbrennen, wie lange leben wir dann noch? Die Partisanen werden sich zu ein paar hundert Mann zusammenrotten und uns nachts samt Unterkunft vernichten. Wollen wir doch vernünftig handeln! Ich, als Koch, muss euch leider mitteilen, dass unsere Vorräte aufgebraucht sind. Seit zwei Wochen kommt aus Rohitsch Sauerbrunn kein Nachschub mehr. Bei Tage behindern die Jagdflieger jede Verbindung, und des Nachts sind die Partisanen am Werk. Ich schlage vor, für unsere leere Speisekammer zu sorgen. Es ist ja Schlachtzeit. In jedem Hause liegen ein oder zwei gut gebeizte Schweine im Zuber und warten auf Verwendung!»

Alle, ausser den zwei radikalen Kriegskollegen, waren erleichtert und sofort mit meinem Vorschlag einverstanden.

14. Januar 1945

Am nächsten Morgen marschierten wir zu den beiden Höfen, wo unsere Kameraden gefangen und verschleppt worden waren. Was für schlimme Nacht voller Todesangst und Verzweiflung werden die Frauen und Kinder verbracht haben! Würden sie erschossen oder sollten die Wohngebäude des Weilers niedergebrannt werden?

Wir kamen zum oberen Haus - Stille, die Eingangstür sperrangelweit offen. Unser Feldwebel mit seiner Maschinenpistole voran und hinein in die Stube. Alles war kalt und menschenleer, ebenso die Küche. Grosse

Vorsicht war nun geboten. Waren wir womöglich in die Falle geraten, lauerten etwa in einem Winkel schussbereite Partisanen auf uns?

Dann stiessen wir die Kammertür auf, alle Betten waren gemacht,... niemand hier. Schussbereit hielten wir unsere Waffen und stiegen langsam Stufe um Stufe die Treppe nach oben. Kein Laut, kein Geräusch,... hatten die Bewohner etwa heimlich das Haus verlassen? Wir schritten den Gang entlang und öffneten die nächste Tür. O Schreck, o weh! Auf einer Decke am Boden hingekauert hielt sich die alte Mutter mit ihren vier Töchtern umschlungen. Ganz verweinte Gesichter, geschwollene Augen! Als sie uns erblickten, begannen sie zu beben und zu wimmern. Sicherlich hatten sie die ganze Nacht gebetet und geweint. Nun erwarteten sie den Tod.

Dieser Anblick erschütterte uns, wir durften jedoch keine Mine verziehen und mussten hart bleiben. Der Feldwebel barsch: «Aufstehen und die Treppe hinunter ins Freie!»

Die Mutter war nicht mehr imstande, sich zu erheben. Die Töchter mussten sie stützen und die Stiege hinunterbringen. Kommandant Staffler schritt voran. Die Frauen und wir zogen dann hinunter zum nächsten Haus. Auch dort wurden die Bewohnerinnen herausgeholt. Nun standen sie alle beisammen, erstarrt vor Todesangst.

Leise flüsterte ich meinem Kumpel zu: «Diese Frauen,... wenn man sie anschaut, haben sie bereits genug gebüsst!»

Dann der Feldwebel ganz streng: «Ihr habt zwei Kameraden von uns den Partisanen ausgeliefert, denn nur durch euren Verrat konnten sie hier überwältigt und fortgebracht werden. Sicher sind sie inzwischen nicht mehr am Leben!»

Ernsthaft blickte er jede Einzelne an.

«Ihr kennt auch das deutsche Kriegsgesetz: Eins zu zehn, und wisst, was euch nun erwartet!»

Eine lähmende Stille, weit aufgerissene Augen voller Todesangst. «Wir aber werden niemanden erschliessen und auch kein Haus niederbrennen, wir werden uns mit Lebensmitteln eindecken, verstanden!» Er steckte die

Maschinenpistole in den Halfter. Auch wir sicherten unsere Gewehre und schulterten sie.

Ein unglaubliches Staunen kam über die entsetzten, erstarrten Gesichter. Die Angst war gebrochen. Sie fielen auf die Knie, weinten und lachten, ergriffen unsere Hände und küssten sie. Gar nicht mehr loslassen wollten sie uns. Die Frauen führten uns in ihre Häuser und zeigten uns, was sie an Lebensmitteln hatten. «Wir möchten ein Schwein!», sagten wir. Sofort wurden wir zum Stall geführt.

«Nein kein lebendes.»

Gleich folgten wir ihnen in eine *Selchkammer*. Wie köstlich es dort duftete! Wir nahmen drei Stangen geräucherte Fleischteile mit. Der Fall war für uns nun erledigt, und wir hatten wieder Vorräte. Noch heute sehe ich die erleichterten, dankbaren Frauen vor mir, die uns lächelnd nachwinkten.

*«Hunger, Hunger! Wir knieten im Schnee
und versuchten mit letzten Kräften, die
gefrorenen Rüben zu ernten.»*

Aufbruch

Im Februar 1945 wird unser Stützpunkt aufgelöst, wir werden verlegt, ... zu Fuss mit schwerem Gepäck bei EJI tiefem Schnee in drei Tagesmärschen nach Rohitsch Sauerbrunn.

Vom Regen in die Traufe: Nun war die ganze Kompanie, auch wir Soldaten anderer Aussenstellen, wieder beisammen. Unser Haufen zählte beinahe zweihundert Mann. Ein fanatischer Hauptmann, ein politischer Offizier und noch ein Leutnant, zwölf bis fünfzehn Unteroffiziere, solche Angeber, und zwei Feldwebel. Blockade, ... Hunger,... Hunger! Wir spürten, dass die Gegner uns aushungern wollten. Es gab einfach keine Lebensmittel mehr. Der Koch hier lieferte nur noch dünne Wassersuppe. In grosser Not kaufte eines Tages unser Hauptmann von einem Bauern gefrorene Rüben, die noch im Acker unter einer tiefen Schneedecke steckten. Tags darauf mussten wir mit Hacke und Spaten versuchen, vereistes Erdreich freizulegen, und das ebenfalls tiefgefrorene Wurzelgemüse auszugraben. Wegen Schwindel und grosser Schwäche stützten wir uns am Schaufelstiel. Als ich versuchte, mich zu bücken, um die herausgeschaukelten Rüben aufzulesen, liessen meine Kräfte nach, und der Boden unter mir schien mich nicht mehr zu tragen. Gar einige Kameraden fielen sofort ohnmächtig um. Also knieten wir alle im Schnee und versuchten auf diese Weise, mit letzten Kräften das rettende Gemüse zu ernten. Mit Säcken voller Rüben torkelten wir zur Kaserne zurück. Der Koch bemühte sich zwar, sie einigermaßen bekömmlich zuzubereiten, aber bereits während des Essens mussten wir uns der Reihe nach übergeben. Trotzdem überwandten wir uns weiterzuessen, um etwas Nahrhaftes zu uns zu nehmen und nicht zu sterben. Wir waren bereits sichtlich abgemagert, geschwächt und ausgehungert. Wie sollte es bloss



Kurhotel Rogasca Slatina-Rohitsch Sauerbrunn

weitergehen? Später, die gekochten Rüben waren inzwischen alle verschlungen, gelang es dem Hauptmann, Kartoffeln zu besorgen, die in einem betonierten Raum im Freien lagerten. Einige Soldaten holten sie mit dem Handwagen ab und brachten sie wankend zur Unterkunft.

Ich war mit sechs Kameraden für den nächsten Tag in einer ungefähr sieben Kilometer entfernten Aussenstelle zur Wache eingeteilt. Sicherheitshalber, um ja auch gewiss etwas zum Essen zu bekommen, lieh ich heimlich bei einer Nachbarsfamilie einen grossen Eimer, stibitzte für uns Erdäpfel, füllte und versteckte ihn. Am Tag darauf nahmen wir ihn heimlich mit. Dann, bei einer Familie dort, bat ich um einen riesigen Topf, um darin die Kartoffeln kochen zu dürfen. Das war ein Fest, als

wir zu siebt uns endlich einmal satt essen konnten! Keine einzige Kartoffel war übriggeblieben.

Die russische Front kam immer näher, es wurde richtig gefährlich. Tag und Nacht hörten wir starkes Granatfeuer. Immer wieder mussten die deutschen Frontlinien zurückgenommen werden. Auf einen Endsieg glaubten wir alle nicht mehr. Aber wehe, wehe dem, der so etwas nur andeutete, geschweige denn, den Mut hatte zu äussern.

5. März 1945

Eine neue, starke Waffe war jetzt zum Einsatz gekommen: die Panzerfaust. Nur ein einziger Schuss war darin eingebaut. Wenn auf einen Panzer gezielt und abgedrückt wurde, schoss ein Feuerstrahl von 1'000 Grad Hitze aus dem Rohr und bohrte sich durch die dicken Stahlwände. Nun zeigte man uns den Umgang mit dieser gefährlichen Waffe.

Als Erster kam mein Kamerad dran: Die Panzerfaust in die Hand nehmen, das Rohr unter dem rechten Arm durchschieben, anvisieren und abdrücken. Es krachte fürchterlich, sodass die Fensterscheiben der nahen Häuser barsten. Dann war ich an der Reihe: Die Waffe in die rechte Hand, das Rohr unter dem rechten Arm durchschieben, zielen und abdrücken. Alles befolgte ich genau, aber Stille, kein Schuss, schnell wollte ich nochmals abdrücken, aber der Hauptmann schrie: «Stopp,... gefährlich, Waffe sofort niederlegen und nicht mehr berühren!» Bei einem Kameraden geschah dasselbe. Bei einem anderen kreperte vor unseren Augen das Rohr und riss ihm den rechten Arm ab. Sie war eben noch unausgereift und höchst riskant.

Mit Handgranaten wurden nachher die beiden nicht kreperten Fäuste in die Luft gesprengt.

März 1945

Vor dem Kriegsende wurde noch mein jüngster Bruder Arthur, kaum achtzehnjährig, nach Kroatien eingezogen. Sofort sandte mir Mutter seine Feldpostnummer. Ich schrieb ihm gleich. Wir stellten beide freudig fest, dass wir ganz nahe im Einsatz standen. Als ich ihm wieder einen Brief sandte, erhielt ich keine Antwort mehr. Er war am 27. März 1945 bei Karlowak gefallen.

Nach dem Krieg besuchte ein Feldwebel meine Mutter und schilderte ihr, wie ihr Sohn gestorben war. Im Einsatz wäre er neben ihm am Boden gelegen, als die nahen, feindlichen Scharfschützen angriffen. Plötzlich ein naher Schuss, Arthur sei tödlich verletzt aufgesprungen, hätte noch «M uutter !!» geschrien und sei dann zusammengesunken.

Die Osternacht zum 1. April 1945 werde ich nie vergessen: Ich war zur Nachtwache eingeteilt. Sie verlief ruhig, und der frühe Morgen kündigte sich an. Da entdeckte ich plötzlich ein grosses Tier oder eine undefinierbar gekrümmte Gestalt, die sich unserem Stützpunkt näherte. Obwohl ich «halt» rief, bewegte sie sich weiter. Bald konnte ich erkennen, dass sich ein gebückter Mensch gefährlich leise heranschlich. Was wollte er? Sicher ein Partisan, der womöglich Sprengstoff oder Granaten bei sich hatte, um uns in die Luft zu jagen.

Wiederum rief ich: «Halt, ich schiesse!», und entsicherte mein Gewehr. Ich zielte. Ich hätte schiessen müssen, das wusste ich, aber etwas hielt mich einfach zurück. Und trotzdem, ich als Wache musste es tun und warnte noch einmal die sich nähernde Person. Ein Warnschuss in die Luft, aber die gebückte Gestalt hielt nicht an und schlich unbekümmert immer näher. Wiederum hielt ich die entsicherte Waffe im Anschlag. Da erkannte ich ein altes Mütterchen, das unbekümmert nahe an mir und unserem Stützpunkt vorbei zum Auferstehungsgottesdienst in die nächste Kirche humpelte. Meinen Lebtage lang würde ich zu Ostern an jene Begebenheit denken.

18. April 1945

Eine wichtige Neuigkeit: Bei unserer Kompanie sollte sofort eine Musterung auf Fronttauglichkeit durchgeführt werden. Tatsächlich kamen nach ein paar Tagen zwei Militärärzte und untersuchten uns. Vierzig Mann wurden für tauglich erklärt. Ich war dabei. Eine Kampfeinheit gegen Frankreich wurde zusammengestellt. Nun gehörten wir zur V. Gebirgsdivision, deren Kommando sich nahe der Turiner Gegend befand. Dort sollten wir auf schnellstem Wege zum Einsatz kommen.

29. April 1945

Um drei Uhr morgens wurde mit dem ganzen Gepäck, den Waffen, der Munition und dem vollen Handkoffer allgemein aufgebrochen. Da hatte man schon schwer zu schleppen. Wir fühlten uns wie die reinsten Maulesel. Was für ein Glück! Ein Zug stand abfahrtsbereit am Bahnhof. Sofort stiegen wir ein und verliessen Rohitsch Sauerbrunn. Adieu Slowenien, was wird uns aber jetzt bevorstehen?

Es war kalt, alle Fenster zersplittert, und die Türen schlossen schlecht. Da musste man gleich den Mantelkragen hochziehen. Die Fahrt war aber bald schon zu Ende. Am Morgen erreichten wir Cilli/Celje und hielten dort aus unerfindlichen Gründen an. Wir warteten lange auf die Weiterreise. Jedoch nichts rührte sich. Es wurde Mittag, und der Zug stand immer noch still. Allmählich verstanden wir, dass bereits hier die Endstation war. Uns wurde auf die Frage nach einer Weiterfahrt auch keine Antwort gegeben. Um die Mittagszeit beschlossen unsere Vorgesetzten, zu Fuss weiterzumarschieren.

Abends endlich eine Frontleitstelle in Sicht, wo wir etwas zum Essen und ein Nachtlager erhielten. Das Haus war überfüllt mit Soldaten, und alle mussten wir am Boden schlafen. Plötzlich wachte ich auf, da ein fremder Offizier mit einer Taschenlampe herumleuchtete. Ich hob den Kopf. Da fragte er nach meinem Vorgesetzten. Ich deutete auf den Schlafenden neben mir.

«Lasst ihn schlafen, es wird noch anstrengend genug!», erwiderte er. Dann erzählte er mir, dass er und Kollegen die ganze Nacht vor dem Radio sässen, um Neues zu erfahren. Sämtliche Geheimsender würden abgehört. Der Krieg liege in den letzten Zügen. Er sagte noch, dass ein Sender die Meldung gebracht hätte, Adolf Hitler sei am gestrigen Tag, dem 30. April gefallen, er wäre den Heldentod gestorben. In der Früh, meinte er, würde man mehr wissen.

1. Mai 1945

Zeitig am Morgen erhielten wir ein knappes Frühstück: Ein paar Schluck Kaffee und eine Brotscheibe als Marschverpflegung. Diese Leitstelle hatte keinen Nachschub mehr bekommen. Nun wurde mit dem schweren Gepäck den ganzen Tag weitermarschiert, einen Kilometer nach dem anderen. Beim nächsten Bahnhof fragten wir nach einem Zug. «Leider nein!», war die Antwort. Nach kurzer Rast ging es wieder weiter,... weiter, ... weiter. Der Magen knurrte, aber es gab nichts zum Essen. Endlich kam ein kleines Dorf in Sicht. Zu dritt suchten wir einzelne Häuser auf, um etwas zwischen die Zähne zu bekommen. Die Leute behandelten uns deutsche Soldaten sehr freundlich, obwohl wir eigentlich im Feindesland waren. Jene Gastfreundschaft habe ich nie vergessen: Sie hatten ja selbst kaum mehr Vorräte und teilten sie dennoch mit uns. Wir wollten bezahlen, aber sie nahmen kein Geld. Beim Gehen steckte uns die Hausfrau noch ein Stück *Kukuruzbrot* zu. Meine Kameraden stellten allgemein fest, dass das slowenische Volk gastfreundlicher als unseres war. Nach langem, anstrengendem Fussmarsch gelangten wir abends endlich wieder zu einer Frontleitstelle.

Frontleitstellen waren Einrichtungen für die Versorgung und Weiterleitung von Wehrmachtmitgliedern. So konnten vom Urlaub zurückkehrende oder versprengte Soldaten wieder ihren Truppen zugeführt wer-

den. Über den stets aktualisierten Frontnachweiser, einem Verzeichnis aller Einheiten, erfuhr man, wo sich die einzelnen Truppenteile befanden. Ein jeder, der dort ein- oder ausging, wurde registriert. Ohne Stempel und Unterschrift durfte er nicht weiterziehen.

2. Mai 1945

Wiederum durften wir übernachten, bekamen zu essen, aber eine Reiseverpflegung gab es auch hier nicht, da keine Zulieferung an Lebensmitteln mehr erfolgte.

Es war ein wunderschöner sonniger Frühlingstag. Wir wanderten mutig voran. Der Weg führte zu einem Wald. Plötzlich hörten wir Gewehrschüsse, dann MG-Salven hinter uns und in der Ferne sogar Kanonendonner. Wir waren mitten in einem heftigen Gefecht gelandet. Einige Soldaten schossen am Waldrand kreuz und quer. Auf einmal stürmten fremde Uniformierte aus dem Gebüsch, die Feldgendarmerie hatte uns entdeckt. Feldwebel Staffler mahnte, eng nebeneinander zu bleiben, um eine geschlossene Einheit zu demonstrieren.

Wir wurden mit barschen Worten angehalten und mussten uns ausweisen. Die *Kettenhunde*, so hiessen im Soldatenjargon die Feldgendarmen, überprüften den Marschbefehl, der lautete: auf schnellstem Wege

«Kettenhunde»: Spitzname der Feldgendarmerie aufgrund der Plakette an der grossgliedrigen Kette



nach Frankreich zum Oberkommando der V.G.D., der fünften Gebirgsdivision zu gelangen. Sie meinten, erst den Hauptmann fragen zu müssen, ob wir überhaupt weiterziehen dürfen. Unser Einsatz wäre hier dringender nötig, denn der Russe hat die Front durchbrochen und liefert den deutschen Truppen heftige Gefechte.

So weit wollten wir es aber nicht kommen lassen: Auf Befehl unseres Feldwebels verliessen wir so schnell als möglich diesen gefährlichen Ort. Eine halbe Stunde später hatten wir den unheimlichen Wald durchquert, und die wilde Schiesserei lag nun glücklicherweise hinter uns. Wir versuchten, möglichst nahe am Bahngleis zu marschieren, in der Hoffnung, doch noch einen Zug zu erreichen.

Inzwischen war es Abend geworden, als wir vor Erschöpfung schwankend endlich zu einem kleinen Bahnhof gelangten. Unser Vorgesetzter erfuhr beim Fahrdienstleiter, dass später noch ein Zug Richtung Kärnten fahre. Etwas seltsam kam uns vor, dass der Beamte im Anschluss wie wild herumtelefonierte und uns dabei immer wieder seltsame Blicke zuwarf. Wir dachten uns aber nichts dabei. Inzwischen fachten wir im Freien ein Feuer an, um die nassen Klammotten zu trocknen. Es war bereits finster, als wir endlich das Zischen einer Dampflokomotive hörten. Was für eine Gaudi, als der Zug heranrollte, gezogen von einer beeindruckenden Kriegslokomotive! Grosses Staunen, denn so etwas Gewaltiges hatten wir noch nie gesehen! An beiden Seiten schützten starke Stahlplatten die Räder bis zum Boden, auch die Rauchkammer mit Kessel und Führerkabine war dick gepanzert. Die Waggon befanden sich jedoch in schlechtem Zustand, teils zerschossen und ohne Dach. Die Letzten waren ohne Fensterglas, wir stiegen trotzdem ein und waren letztendlich nur froh, weiterfahren, uns ausruhen und vielleicht auch ein bisschen schlafen zu können.

Das monotone Zischen und Holpern des Zuges versetzte uns, übermüdet wie wir waren, in einen schläfrigen Zustand. Den Mantelkra-

gen hochgestellt, das Gewehr zwischen den Beinen, schliessen wir der Reihe nach ein. Plötzlich... eine furchtbare Detonation und weiteres Krachen! Wir sprangen sofort auf, ergriffen Gepäck und Gewehr und schwangen uns der Reihe nach durch die zersplitterten Fenster ins Freie. Die riesige, unverwüstlich scheinende Lok war umgekippt, alle Waggons lagen schräg neben den Gleisen. Die Partisanen hatten ganze Arbeit geleistet. War es etwa der Fahrdienstleiter am Bahnhof, der so lange telefonierte und uns an die Partisanen verraten hatte?

Die ganze Nacht vom 2. auf den 3. Mai sind wir durchgewandert: Bei Regenwetter und Dunkelheit gingen wir dem Gleis entlang. In einer Waldlichtung hiess uns der Feldwebel anzuhalten und auf Nachzügler zu warten, die das forsche Tempo nicht mithalten konnten. Nach einer halben Stunde waren wir zweiundvierzig Mann, vollzählig beisammen und alle unverletzt. Nachdenklich schritten wir neben den Schienen weiter. Bald begann es zu tagen, und ein schönes Morgenrot erleuchtete den Horizont. Endlich führte unser Weg zu einem Dorf. Es war sechs Uhr morgens und aus so manchem Kamin stieg bereits Rauch. Unsere Mägen knurrten bedenklich, denn gestern hatten wir bloss einmal gegessen. Nur in Kleingruppen sollten wir in ein Haus gehen, mahnte uns der Feldwebel. Wir betraten einen grösseren Bauernhof und klopfen an die Küchentür. O Schreck, drinnen sassen drei fremde Offiziere! Schneidig salutierten wir und gaben auf ihre Fragen nur knappe Antworten. Schon bald konnten wir uns beruhigen, denn sie nahmen ihre gefüllten Milchkannen. Wir grüssten wiederum zackig, und weg waren sie. Die Bäuerin stellte uns grosse Tassen Kaffee hin und schnitt vom riesigen *Kukuruz-brotlaib* dicke Scheiben ab. Sie verriet mir sogar das Rezept jener Köstlichkeit. «Bäuerin, wir möchten für das herrliche Frühstück zahlen. Es hat wunderbar geschmeckt!»

«Nein», erwiderte sie, « nichts bezahlen. Solange man hat, gibt man gerne. Wenn Sie auch nicht zu uns gehören, Soldaten haben alle den glei-

chen Hunger!» Wir bedankten uns herzlich für die grosse Gastfreundschaft.

Gestärkt marschierten wir nun durch eine uns unbekannte, düstere Gegend. Nach einigen Stunden sahen wir einen breiten trägen Fluss: die Drau. Ich wurde wehmütig. Die Drau entspringt doch bei Toblach, nicht weit entfernt von meinem Zuhause. Meine Familie, Marianna und die beiden kleinen Töchter Elsa und Rita fielen mir ein. Grosse Sehnsucht nach ihnen überkam mich. Würde ich sie noch wiedersehen! Alles war so ungewiss. Wie sollten wir überhaupt noch das Piemont erreichen. Darüber wurde kein Wort verloren, es lag noch ein weiter und höchst gefährlicher Weg vor uns. Es blieb auch keine Zeit fürs Sehnen und Träumen. Es war Krieg und der Auftrag hiess, gegen die Franzosen zu kämpfen.

Endlich standen wir beim breiten, trägen Wasserlauf und vor einer gesprengten Brücke. Gab es überhaupt noch eine unbeschädigte? Was nun? Wir mussten unbedingt auf die andere Seite ins Drautal, dem südlichen Kärnten, gelangen. Stundenlang wurde nach einem Übergang gesucht. Zwei Wanderer berichteten uns von der noch einzigen Möglichkeit, mit einer Fähre hier den Fluss zu überqueren. Wirklich, weiter oben entdeckten wir an einem Drahtseil, das über den breiten Fluss gespannt war, die gesicherte Fähre. Nach reichlichem Trinkgeld war der unfreundliche, slawische Fährmann bereit, uns ans andere Ufer zu bringen. Genau genommen zählte unser Trupp zweiundvierzig Mann, und er musste dreimal die Drau hin und zurück queren. Was für ein Glück wir hatten, denn die Fährverbindung war bereits am Tag darauf gesperrt worden, wie wir im Nachhinein erfuhren!

*«Endlich nahe der Heimat und
ihr doch noch so ferne.»*

Im Kärntnerland, 4. Mai

Den ganzen lieben Tag über marschierten wir hungrig und müde weiter, aber eine Frontleitstelle zum Übernachten war nicht in Sicht. Schritt für Schritt, beladen mit unserem schweren Gepäck, wanderten wir schweigend in kleinen Gruppen hintereinander, jeder in Gedanken versunken. Glaubten wir überhaupt noch, unser Einsatzgebiet im Piemont lebend zu erreichen? Am besten war es, sich keine allzu schweren Gedanken zu machen. Im Krieg ist jede Stunde lebensgefährlich, da gibt es nur ein Jetzt.

Knapp vor Mitternacht erreichten wir, Gott sei's gedankt, eine Frontleitstelle. Endlich etwas essen, ausruhen und schlafen! Daraus wurde jedoch nichts: Wir erfuhren, dass die deutsche Wehrmacht in Italien vor zwei Tagen, am 2. Mai, kapituliert hatte. Alle Grenzen seien gesperrt, das Pustertal sei voll von *Amis*, und bei Vierschach stünden zahlreiche amerikanische Jeeps. Da war guter Rat teuer. Ohne Unterschrift und Stempel war an ein Weiterkommen nicht zu denken. Auch drei Unteroffiziere aus unserer Truppe gelang es nicht, die nötige Erlaubnis für ein Weiterkommen zu erhalten. Eine volle Stunde wurde verhandelt. Als sie zurückkehrten, erkannten wir sofort an ihren Gesichtern, was los war und jede weitere Frage erübrigte sich. Unterschrift und Stempel waren verweigert worden. In der Schreibstube sass ein Leutnant der deutschen Wehrmacht. Er hatte Verständnis und wollte uns auch helfen, aber die Situation, nach Italien zu kommen, blieb aussichtslos. Die Grenzen waren alle gesperrt und militärisch besetzt.

Inzwischen war es ein Uhr nachts. Wir wollten noch einen letzten Versuch wagen. Der Leutnant empfing uns sehr kühl und fragte, was wir noch möchten, es sei ja bereits alles geklärt. Ein Unteroffizier meldete

sich zu Wort und betonte die Wichtigkeit unserer Mission: «Wir müssen auf schnellstem Wege nach Frankreich zum Kommando der V. Gebirgsdivision in den französischen Alpen.» Der Vorgesetzte antwortete: «Ihr kommt nicht weit, alle Grenzen sind besetzt, ihr landet sofort in amerikanischer Kriegsgefangenschaft.»

Ein anderer Offizier aus unseren Reihen meldete sich zu Wort: «Herr Leutnant, sind die Grenzen noch so stark bewacht und stehen dort noch so viele Panzer und Amis, wir müssen dennoch nach Frankreich! Wir wären sogar bereit, die Uniform auszuziehen und in kurzen Hosen über die Berge zu gehen, um zum Kommando zu gelangen.» «Sind sie verrückt?»

«Nein, bestimmt nicht. Herr Leutnant, haben Sie schon einmal von einem *Geheimnisträger* gehört?»

«Na, was..., hättet ihr vielleicht einen?»

«Unser Zug in der Stärke von zweiundvierzig Mann hat zwei *Geheimnisträger* dabei.»

«Da sieht die Sache wohl anders aus. Wieso haben Sie das nicht gleich gesagt?»

Der Leutnant nahm den Marschbefehl, drückte den Stempel darauf, unterschrieb und mahnte: «Wohlgemerkt, alles geht auf eigene Gefahr. Sollte jemandem etwas passieren, die Wehrmacht haftet für nichts.»

So, inzwischen war es fast zwei Uhr. Bis fünf Uhr marschierten wir durch das Drautal weiter. Endlich gelangten wir zu einer *N.S.V.-Stelle*, wo man an der Strasse normalerweise Tee, Kaffee und etwas Brot mit Margarine bekam. Leider gab es nur mehr Tee. Wir tranken mehrere Tassen, um wenigstens etwas Warmes im Magen zu haben.

Nach kurzer Rast brach unser Trupp wieder auf. Es war ein schöner, sonniger Morgen. Trotz grosser Müdigkeit blieben wir aber gut gelaunt. Der Stempel im Marschbefehl war uns ein Vermögen wert.

Im Monat Mai durchs weite, ländliche Kärnten zu wandern, da hätte man beinahe vergessen, noch immer im Krieg zu sein. Überall blühende Wiesen und freundliche Menschen, die einem Auskunft gaben. Schläfrigkeit übermannte uns, und wir beschlossen, in einem nahen Wäldchen zu rasten.

„Horch, horch, Flugzeuge!“

„Wo ..., wo!“ Wir erblickten einen, zwei und plötzlich drei Jagdflugzeuge. Sie hatten uns bereits bemerkt. Schnell gingen wir in Deckung. Da prasselten schon die Kugeln auf uns nieder. Zehn bis zwanzig Meter vor uns trafen die Geschosse den Boden. Nichts wie weg, bevor die Flieger umdrehten und uns mit einer zweiten Angriffswelle überraschten. Kaum hatten wir die ersten Bäume erreicht, waren sie schon wieder gefährlich nahe. Sehen konnten sie uns nicht mehr, aber sie beschossen das ganze Wäldchen. Die Äste flogen nur so von den Bäumen, und wir hatten richtig Angst. Zwar lagen wir hinter Baumstämmen und Strüngen in guter Deckung, aber trotzdem befanden wir uns in tödlicher Gefahr. Ich hatte mich unter einen überstehenden grossen Stein geworfen, im Erdboden eine Mulde gegraben und den Kopf, so gut es ging, hineinsteckt. Plötzlich waren die feindlichen Flieger weg. Nochmals gut gegangen, niemand war verletzt. Erst jetzt wurde uns so richtig bewusst, dass es schon an ein Wunder grenzte, unverletzt oder überhaupt noch am Leben zu sein. Wenn wir auch abgebrühte Soldaten waren, eine solche Gefahr mussten auch wir erstwegstecken, rasten..., rasten und nochmals rasten. Kurz nur dachte ich an Frau und Kinder, und mir wurde so richtig klar, wie schnell sie Witwe und Waisen werden könnten.

Wir schliefen, übermüdet wie wir waren, in einigen Scheunen. Am nächsten Morgen beschlossen wir, uns vom schweren Gepäck zu befreien. Ich musste mich des prall gefüllten Kartonkoffers entledigen. Hunderte Kilometer hatte ich ihn bereits geschleppt. Es war Sonntag, der 6. Mai. Wir erblickten in der Nähe Kirchgänger. Einige mussten sogar das nahe Wäldchen durchqueren. Da sprach ich eine Frau an: «Hallo, kommen

Sie her! Sie kriegen für Ihren Mann Bekleidung zur Stallarbeit!» Ich hielt ihr eine *Drillich-Uniform* entgegen. Sie näherte sich zögernd und betrachtete auch die Zivilkleidung im Koffer. «Nehmen Sie am besten alles mit.» Sie bedankte sich sehr und beteuerte, wie notwendig sie diese Sachen brauche. Seit zwei Jahren gäbe es wegen des Krieges nichts mehr zu kaufen.

Nach ergiebiger Rast mahnte der Feldwebel zum Aufbruch. Der Hunger plagte uns inzwischen sehr. Wir beschlossen, Bauernhäuser aufzusuchen, um dort etwas Essbares zu erbetteln.

Nach einem einstündigen Marsch erreichten wir einen Bahnhof. Herrje, war das eine Freude! Vielleicht nahm uns ein Zug ein Stück weit mit. Feldwebel Staffler sprach mit dem Fahrdienstleiter wegen einer Mitfahrgelegenheit in Richtung Lienz.

«Unmöglich, seit ein paar Tagen fährt kein Zug mehr, ausser Lazarett- und Rotkreuzzügen!», erklärte er. Wartende Zivilisten schlossen sich unserem Anliegen an, und bald war eine Lösung gefunden: Am gerade angekommenen Rotkreuzzug wurde ein Viehwaggon angehängt. Wir quetschten uns alle hinein, und die Fahrt ging los. Mit so einem Gefährt waren wir alle schon zufrieden: endlich am Boden hocken und die schmerzenden Füße ausruhen lassen zu können.

Nicht weit waren wir gefahren, da entdeckten wir zwei verdächtige Flugzeuge am Horizont. Sie kamen direkt auf uns zu. Der Zug hielt sofort an. Wir gerieten unter starken Beschuss. Es dröhnte und krachte ohrenbetäubend. Die Zivilisten gerieten in Panik und schrien verzweifelt. «Sofort hinaus und Deckung suchen, denn sie kommen bald wieder!», riefen wir. Alle verliessen eiligst den Waggon und suchten auf unser Geheiss Schutz. Gleich waren die Jäger wieder im Anflug und schossen aus vollen Rohren. Wir aber lagen zum Glück in guter Deckung, auch die Zivilisten. Wieder einmal gut gegangen. Niemand wurde verletzt. Die plötzliche MP-Salve haben wir alle, Gott sei es gedankt, heil überstanden. Bei solchen Angriffen werden die Nerven aber ganz schön strapaziert.

Nachdem wir uns beruhigt hatten, wurde eiligst die nächste Frontleitstelle gesucht. Alle waren hungrig und reif für ein Nachtlager.

7. Mai

Bereits frühmorgens wurden wir von einem laut durchs Haus hallenden Gebrüll geweckt: «Na wird's bald, auf, auf, wird's bald! Ich lasse Sie erschiessen, Sie ... Sie ...!» Junge Soldaten mussten hier exerzieren und Frühsport machen. Die Armen! Wie sehr mich dieses Geschrei an die Ausbildung in Graz erinnerte.

Der Hauptfeldwebel, der das ganze Haus kommandierte, war ein aufgeblasener Bursche. Auch uns wollte er zum Frühsport zwingen, allerdings erfolglos. Nach dem Morgenkaffee jedoch mussten auch wir draussen mit den anderen Soldaten antreten. Schon wieder schrie er: «Na wird's bald, Sie..., Sie..., ich lasse Sie erschiessen!» Das war sicher einer, der noch nie eine Kugel pfeifen gehört hatte. Jammerschade! Sonst wäre er etwas gnädiger. Nun kommandierte er auch uns: «Sofort ab in die Kleiderkammer, Hemden, Hosen, Wäsche austauschen und ins Soldbuch eintragen!» Nachher in der Waffenkammer: «Gewehre abgeben, ein anderes nehmen!» Die Unteroffiziere trugen jedoch Pistolen, die sie behalten durften.

Wir glaubten, jener arrogante Held wollte in der letzten Kriegswoche noch eine siegreiche Entscheidung zu seinen Gunsten erreichen.

Nachher marschierten wir wieder weiter. Es war nun viel angenehmer: alle gestärkt, mit weniger Gepäck, in sauberer Wäsche und frischer Uniform. Nun ging's Richtung Oberdrauburg. Viele zerstörte Häuser, nicht zu verstehen, was hier die Amis suchten! Je näher wir der Ortschaft kamen, desto mehr war zerschlagen. Schöne Bauernhöfe lagen in Schutt und Asche. Auf einmal verstanden wir, was hier strategisches Ziel der Bombardierungen war: die Bahnlinie Villach-Spittal-Lienz.

Die Gleise dienten uns zur Orientierung. Da stand ein schönes Bauerngut in Trümmern. Zwei einfache Kreuze und ein paar grüne Fichtenzweige erinnerten an verschüttete Menschen. Wir gedachten der Toten. Nach einigen Gehminuten das nächste Haus: ein grosser Bau, Wohn- und Futterhaus nahe beisammen, ebenfalls vollständig zerbombt. Vom Wohnhaus stand inmitten von Schutt und Steinbrocken nur mehr die hohe, gemauerte Hausecke mit kleinem Fenster. Eine rot blühende Geranie leuchtete dort auf dem verbliebenen Sims, daneben klaffte die Haustür, die nur mehr zu einem meterhohen Haufen aus Steinen, Holz und Mauerwerk führte. Auch hier erinnerten zwei zusammengenagelte Kreuze und ein Kränzlein aus Fichtenzweigen an menschliche Tragödien. Zwei Kumpel und ich blieben zurück.

«Da wohnt noch jemand», sagte ich zu den Kollegen, «wegen dem frischen Blumenstock.» Ich klopfte ans Fenster. Aus einer Kammertür hinter der verbliebenen Hausecke kam eine junge, verhärmte Frau mit ihrem Kleinkind im Arm. Sie zitterte und war sehr aufgeregt, als sie uns sah. «Ich habe nichts und kann auch nichts geben», sagte sie sofort.

«Nein, nein Frau, wir wollen nichts, nur wissen, was passiert ist und warum Ihnen niemand hilft.»

Sie weinte bitterlich.

«Niemand ist in der Nähe, der helfen könnte. Die Männer sind alle im Krieg.»

«Und ihr Mann?»

«Der ist auch im Krieg.»

Ich versuchte, ihr Mut zu machen: «Der Krieg dauert nur mehr ein paar Tage, und Sie werden sehen, Ihr Mann kommt wieder heim.» Allmählich wurde sie etwas ruhiger. Dann fragte ich nach den beiden Kreuzen. Sie sagte, Onkel und Tante hätten gerade in der Scheune gearbeitet, als die Bomben fielen. Das ganze Vieh sei unter dem Geröll und sie habe keine Milch mehr fürs Kind. Über so einen Schicksalsschlag waren wir zutiefst ergriffen.

Gerührt drückten wir noch ihre Hand, verabschiedeten uns und mussten eiligst weiter, um die Kameraden einzuholen. Zerbombte Häuser und menschliches Elend konnten wir nicht mehr beachten. Tief betroffen wechselten wir schnell auf die andere Talseite hinüber. Endlich nahe der Heimat und ihr doch noch so ferne.

In Osttirol

Allmählich näherten wir uns dem Lienzer Talboden. Es wurde für mich immer heimlicher, und grosse Sehnsucht erfasste mich nach meinem Zuhause und der geliebten Familie. Wie ginge es nun bloss weiter? Von einem Einsatz in den französischen Alpen konnte wohl kaum mehr die Rede sein. Hoffentlich würden wir nicht hier noch zu einer Kampflosigkeit eingezogen und womöglich noch verletzt, gefangengenommen, oder gar...

Besser nicht grübeln, sondern mutig weiter.

Was für gewaltige Wegstrecke hatten wir nun zurückgelegt! Wir konnten mit uns zufrieden sein. Jetzt marschierten wir Richtung Nussdorf. Ausserhalb der Ortschaft thronte ein stattliches Bauerngut. Da wollten wir hin. Vielleicht bekämen wir etwas zu essen und dürften dort auch übernachten. Plötzlich radelte ein Offizier daher. Kaum hatte er uns erblickt, stieg er vom Rad, sah uns an, fragte uns, woher wir kämen, wohin wir wollten. Wir verhielten uns wie taubstumm und liessen keine Silbe verlauten.

Ja, ja», meinte der Hauptmann, «ich vermute schon, wo euch der Schuh drückt. Die meisten von euch sind sicher Südtiroler und wollen da hinein. Merkt euch, das ist zurzeit unmöglich. In Lienz liegt eine Abteilung der SS, die kontrolliert alles. Schon vor einer Woche wurde ein Standgericht errichtet. Jeden Tag gibt es Hinrichtungen. Die SS-Streifen suchen alle Berge nach versprengten Soldaten ab. Am gleichen Tag noch werden sie liquidiert und verscharrt.»

Wir berichteten ihm von unserem Auftrag. Da gab er uns den Rat: «Das Sicherste ist, wenn zwei Offiziere mit einem Fahrrad zum SS-Komman-

do nach Lienz fahren, dort den Marschbefehl vorlegen und die Wichtigkeit einer Weiterreise zum V.G.D.-Kommando erläutern.»

Sofort radelten zwei Unteroffiziere los.

Erst nach langem Warten kamen sie zurück. Feldwebel Staffler liess alle Mann antreten, um gemeinsam die schicksalhafte Antwort zu erfahren. Die zurückgekehrten Offiziere meldeten: «Das SS-Kommando nimmt unseren Marschbefehl zur Kenntnis, aber eine Weiterfahrt nach Frankreich kommt überhaupt nicht infrage. Dann ja dann haben sie uns einfach den Marschbefehl abgenommen.»

Was nun? Wir ahnten bereits, was jetzt auf uns zukommen würde. Sie berichteten weiter: «Das SS-Kommando verlangt, dass wir die vierzig Mann noch heute nach Lienz bringen sollen. Ihr bekommt zu essen, könnt schlafen, und morgen geht's mit Sack und Pack nach Villach hinunter, hatten sie barsch befohlen. Dort ist bereits eine grosse Kampfeinheit zusammengestellt worden. Wir haben nämlich erfahren, dass die Engländer in zwei Tagen von Tarvis aus einen Grossangriff planen. Wir müssen deshalb gut gerüstet und mit grossem Kampfgeist ihnen entgegenzutreten, befahl man uns.»

Das war eine kalte Dusche, nicht zum Ausdenken, so eine Nachricht, ... ein sicherer Weg in Gefangenschaft oder Tod. Unser Feldwebel Staffler dachte kurz nach und traf, wie immer, eine gut überlegte vernünftige Entscheidung.

«In solch einer Lage möchte ich nicht nur allein befehlen, sondern die Meinung von euch allen hören.»

Er fing gleich bei der ersten Reihe mit der Befragung an.

«Herr Feldwebel, tun Sie, was Sie für richtig halten!»

«Herr Feldwebel, etwas zuwarten!»

«Wir haben zu gehorchen und die Pflicht zu erfüllen!»

Als ich an die Reihe kam: «Herr Feldwebel, ich möchte Vorschlägen, hier noch einen Tag zuzuwarten. Vielleicht wissen wir bis morgen mehr.»

Mehrere Kollegen waren auch dieser Meinung.

Der Nächste, ein eifriger Soldat aus Deutschland: «Herr Feldwebel, tun Sie Ihre Pflicht! Ich bin jetzt vier Jahre deutscher Soldat und habe immer die Befehle befolgt und verlange auch von Ihnen, dasselbe zu tun!»

Ebenso der Nächste kaltschnäuzig: «Herr Feldwebel, sie haben den ganzen Zug nach Lienz zu bringen, und zwar heute noch, andernfalls werde ich Sie bei der SS melden!»

Nun wurde Feldwebel Staffler energisch: «Wenn die Sache so ist, schlage ich vor, die Mannen sofort direkt nach Villach zu bringen, um den Umweg über Lienz zu ersparen!»

Er befahl allen Unteroffizieren vorzutreten und wies jeden an, mit drei, vier Mann auf eigene Faust nach Villach zu gelangen. «Sie nehmen diese drei Soldaten, Sie diese, und ab nach Villach!» So ging es weiter, bis zuletzt nur noch sechs standen.

«Diese übernehme ich selbst!», betonte er.

Innerhalb von zehn Minuten war der ganze Zug verschickt.

Dann kam der Vorgesetzte auf mich zu: «Neunhäuserer, du musst mir die Hose flicken!»

Ich war überrascht, dann das «Du», das so vertraulich klang. Er ging vor mir über die *Stadelbrücke* hinauf. Ich sah keine geplatzte Naht, geschweige denn einen Riss oder sogar ein Loch. In der Scheune drehte er sich um und fragte mich barsch: «Neunhäuserer, was hast Du vor?»

«Herr Feldwebel, ich habe schon meinen Plan!»

«Willst du vielleicht *stiften* gehen?»

«Ich habe schon meinen Plan.»

Da kam er nahe an mich heran: «Ja, gehen wir *stiften*, nur wir beide!»

*«Bairin, miorom a Ongscht fa
do SS und flichtn fa ihr!»*

Die Flucht

Die letzten Kriegslage. Was war noch zu retten? Töten, selbst getötet oder gefangen zu werden. Ich hatte diesen unsinnigen Krieg nicht gewollt, musste aber meine militärische Pflicht erfüllen, entweder beim italienischen Heer in Albanien oder nach der Option bei der deutschen Wehrmacht in Jugoslawien. Nach bestem Gewissen handelte ich stets menschlich. Diese Einstellung hatte auch Feldwebel Anton Staffler. Für ihn, als Vorgesetzten und Feldwebel, waren solche Entscheidungen öfters gefährliche Gratwanderungen zwischen uns, die wir stets Menschen mit Herz und Verstand geblieben sind, und den äusserst gefährlichen Fanatikern.

Nun waren wir beide in der Scheune, allein und hatten denselben Plan.

«Weisst du über die Berge Bescheid?», fragte er.

«Von hier bis zur Grenze nicht besonders, aber dann kenne ich das Pustertal sehr gut.»

Wir verbliebenen sechs Kumpel beschlossen, diese Nacht in der Scheune zu verbringen, etwas zu schlafen und zeitig am nächsten Morgen gemeinsam abzuhausen.

Als wir in der Frühe aufwachten, lagen wir nur mehr zu viert im Heu. Zwei Soldaten waren bereits nachts heimlich aufgebrochen. So zogen wir am 10. Mai zu viert frühmorgens los. Wie kämen wir jedoch über den Fluss, die Isel, die vom Defereggental herausfließt?

In Richtung Lienz zu gehen, war nicht ratsam, da hätte uns die SS schnappen können.

Die Brücke unterhalb von Schloss Bruck wäre womöglich ebenfalls viel zu riskant. Also stiegen wir von Nussdorf Stunden lang den Berg hinan und wanderten ein Stück Richtung Iseltal hinein. Darauf ging's flink ins Tal hinunter, eine Brücke über die Isel zu suchen, um dann wieder bergan

zu steigen. Aber daraus wurde leider nichts. Es stand keine Brücke mehr, denn alle waren zerstört. So blieb uns nur mehr der äusserst riskante Weg, an der rechten Bachseite bis nach Lienz hinaus zu gehen. Dort war es sehr gefährlich, von der SS gefasst zu werden. Der ganze mühevollen Tagesmarsch, die vielen Kilometer waren umsonst gewesen. Wir beobachteten das Gelände um das Schloss sehr genau, dann rannten wir in einem günstigen Moment flink über die Brücke und stiegen wieder steil den Berg hinan.

Der Abend dämmerte schon, aber wir wollten noch zu den höchstgelegenen Höfen hinauf und dort übernachten. Was für eine Überraschung, jene zwei Kumpel, die in der letzten Nacht heimlich ohne uns losgezogen waren, holten wir nun ein.

«Warum seid ihr einfach alleine abgehauen. Wir wollten doch zusammen *stiften* gehen?», fragte ich vorwurfsvoll.

Sie meinten: «Du steckst ja meistens mit dem Feldwebel zusammen. Da habt ihr sicher einen eigenen Plan.»

Gemeinsam stiegen wir nun zu den höchsten Häusern hinauf, um dort irgendwo zu übernachten. Ein Hof beeindruckte uns besonders. Er war riesengross, gepflegt, und rote Geranien schmückten die Fenster.

Wir waren bereits sehr müde und hungrig. Es dämmerte auch schon. Den ganzen Tag über hatten wir wieder einmal nur Wasser getrunken. Wir kamen näher und erblickten eine Frau mit Laterne, die beim Hühnerstall herumgeisterte.

Ich trat zu ihr: «Guten Abend! Stallt Ihr die Hennen ein?»

Sie sagte kein Wort, schien aber sehr aufgeregt und hantierte fahrig mit dem Windlicht. Der Feldwebel flüsterte mir zu, ich solle doch in der heimlichen Mundart mit ihr sprechen.

«Griosst Enk, dös satt a gonz richtige Bairin. Man braucht la in Hiondo-stoll unschaugn, wio saubo er banondo isch. Dou wass man olls!» (Grüss Euch, Ihr seid eine ganz tüchtige Bäuerin. Man braucht nur den Hühnerstall anschauen, wie sauber er ist. Da weiss man alles.)

Sie sah mich schweigend mit ängstlichen Augen an.

Ich redete in der Pustertaler Mundart auf die sehr misstrauische Frau ein. «Horcht Bäuerin, wir sind den ganzen Tag über marschiert und jetzt schrecklich müde. Bitte schön, dürften wir im Stadel oder Stall übernachten. Im Freien möchten wir nicht bleiben!» Aufmerksam musterte sie uns alle scharf mit durchdringendem Blick und sagte: «Gell, des satt fa do SS! (Hab ich recht, ihr seid von der SS).»

«Nein, überhaupt nicht. Wir sind von der deutschen Wehrmacht!», und ich zeigte ihr das Edelweiss an der Uniform. Aber sie wollte uns einfach nicht glauben.

«Bairin, mior om a Ongscht fa do SS und flichtn fa ihr! I bin a ausm Puschtotol, sou wio Dess, des merkt ass jo an do Sprouche. (Bäuerin, wir haben auch Angst vor der SS und flüchten vor ihr! Ich bin auch aus dem Pustertal, so wie Ihr es seid, das merkt Ihr ja an der Sprache.)»

Sie musterte nun jeden Einzelnen mit der Laterne von oben bis unten.

«Ah, do sattas ett fa do SS! Noa kemmb la inna! (Ah, dann seid ihr nicht von der SS! Dann kommt nur herein!).» Sie öffnete die Haustür und deutete gleich auf einen Raum rechts: die Küche. Das hatte ich gar nicht bemerkt, da ich als Erster eingetreten war und die Tür der riesengrossen, getäfelten Bauernstube ahnungslos aufriss. O Schreck, was sah ich da! Mir stockte das Blut in den Adern. Ein riesengrosser Raum, kein Tisch, keine Bank, drei Reihen am Boden liegende kranke, verwundete, an Armen oder Beinen amputierte Soldaten. Eine Reihe von Rotkreuzschwestern und Arzthelferinnen versorgten sie.

Schockiert befand ich mich plötzlich mitten drinnen und betrachtete das unschuldige Elend, Folgen des unseligen Krieges.

Da stand die Bäuerin hinter mir. Schweigend verliessen wir dieses Krankenzimmer und gingen zur Küche, wo meine Kameraden sassen.

«Bäuerin, nun verstehe ich Euer Misstrauen! Wie kommen diese vielen jungen Verwundeten so hoch auf den Berg zu Euch herauf?» Inzwischen vertraute sie uns und berichtete: «Sie sind alle vom Lazarett in Cortina.» Als dieses Gebiet von Amerikanern besetzt wurde, war Eile geboten. Die Gemeinde Cortina und die Ärzteschaft vom Lazarett haben Fahrzeuge organisiert, um transportfähig hergerichtete Verwundete und Kranke bis zur österreichischen Grenze zu bringen. Zwei Herren vom Roten Kreuz waren wegen deren Unterbringung zur Bergbäuerin heraufgekommen. Innerhalb einer Woche waren alle hier, begleitet von fleissigen Rotkreuzschwestern.»

Jene Bäuerin hätte wohl einen grossen Orden fürs Überlassen der geräumigen Stube, für Milch und Lebensmittel verdient. Ihre Hilfsbereitschaft brachte sie selbst ja auch in arge Gefahr. Deshalb die grosse Angst vor der Schutzstaffel.

Nun sassen wir in der Küche, und ich versuchte unauffällig das Gespräch auf unsere leeren Mägen zu lenken. Wir hatten ja seit dem frühen Morgen nur mehr Wasser getrunken. Ich bat um eine einfache Speise, etwas Essbares, das nicht viel Arbeit erforderte. „Jo, wos welltas sen?“ (Ja, was wollt ihr denn?) «Knödel!», platzte einer heraus.

«Knödel für uns hungrige Mäuler ist eine zu grosse Arbeit. Nein, bittschön etwas Einfaches, vielleicht einen Schmarren oder eine Einbrennsuppe!», bat ich.

Inzwischen hatten sich uns noch zwei versprengte Soldaten angeschlossen, und wir waren nun zu acht.

Ja, das mache sie gerne und begann mit dem Kochen. Mein Gott, war das Essen ein Genuss! Auf dem Küchenboden durften wir schlafen, und frühmorgens bot sie uns Schmarren und Brennsuppe an.

Als wir sie nach ihrem Mann fragten, erzählte sie, dass er leider noch im Krieg sei. Wir schenkten ihr für ihn ein Gewehr mit Munition, da er auch Aufsichtsjäger war. Dann bedankten wir uns vielmals für die Gastfreund-

schaft und das gute Essen. Sie wünschte uns noch ein sicheres Weiterkommen und eine glückliche Heimkehr.

Wenn ein Soldat des Nachts etwas schlafen kann, der Magen nicht knurrt und keine lästigen Kugeln pfeifen, dann ist er gut gelaunt. Wir wagten nicht, den Weg am Mitterberg zu nehmen, um ja nicht den gefürchteten Burschen der SS zu begegnen. So stapften wir mit dem Rucksack am Rücken bergan, durchquerten steile Wiesen, kamen an zwei kleinen Almen vorbei und gelangten zu einer fast eben gelegenen Hochalm. Auf der kleinen Anhöhe dort erblickten wir eine breit gebaute, mit Holz verkleidete Hütte. Sie war versperrt, aber der Senner kam gleich den Gamssteig herunter. «Hallo, *Almer*, hast du vielleicht für uns hungrige Mäuler ein Stück Brot und etwas Milch?», begrüßte ich ihn. Er sperrte auf. Ein riesengrosser Käsekessel hing über der Feuerstelle. Leider war die Milch schon steif und ungeniessbar, da das Lab darin bereits wirkte. So konnte er uns gar nichts anbieten. Er sah auf die Uhr. «Passt auf, jetzt ist es vier Uhr Nachmittag. Ungefähr in einer halben Stunde dürfte die *Streife* vorbeikommen.»

«Was..., welche *Streife*?»

«Die SS taucht einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag bei mir auf und erkundigt sich, ob deutsche *Landser* unterwegs seien. Von mir erfahren sie aber nichts. Ich bin selbst Soldat gewesen und erst seit einer Woche hier. Nun rate ich euch aber, schleunigst zu verschwinden.»

Er beschrieb noch den Weg bis zur Landesgrenze und klärte uns genau auf.

«Die Staatsgrenze zwischen Italien und Österreich ist durch ein kleines Bächlein gekennzeichnet, das grösser und grösser wird, bis es schliesslich im Tal unten als rauschender Gebirgsbach in die Drau mündet.»

Dann verabschiedete er sich und kehrte zur Alm zurück.

Wie angenehm es doch war, in dieser Höhe auf dem gemütlichen *Gamssteig* und bei sonnigem Wetter dahinzuwandern. Aber bis zur Grenze dürfte es doch noch ein weites Wegstück sein und dann...?

*«Solche Strabanzer kommen
öfters vorbei, und alle betteln!»*

An der Grenze

Endlich trafen wir auf ein tief in einem schmalen Graben verlaufendes kleines Bächlein, so wie uns der Senner beschrieben hatte. Einzelne, mit Farben gekennzeichnete Steine markierten die Grenze. Wir hätten jauchzen und Heimatlieder singen können. Einen Schritt über das schmale Bachbett, und wir waren in Südtirol, im heimatlichen Pustertal. Nicht lange jedoch währte der Freudentaumel, und ein mulmiges Gefühl holte uns in die Wirklichkeit zurück. Der Weg nach Hause war zwar nicht mehr weit, aber sehr gefährlich.

Zuerst mussten wir uns nun selbst entwaffnen. Wie Kinder standen wir ratlos da. Niemand wollte damit beginnen.

«Eins, zwei, drei... los», und ich riss mein Gewehr von der Schulter, schlug seinen Lauf an einem Baum krumm und schmiss es in den Graben. Gasmaske und Stahlhelm folgten. Am Koppel hingen zwei Eierhandgranaten. Entschärft legte ich sie unter einen Stein. Sämtliche Taschen, auch den Rucksack und Brotbeutel durchsuchte ich nach Munition.

Entwaffnet stand ich nun da, für einen Soldaten ein schlimmes Gefühl, wehrlos und ausgeliefert zu sein. Sofort musste ich einen langen Stock ergreifen, um mich zumindest nicht ganz ohne Schutz zu fühlen.

Inzwischen hatten sich auch die Kameraden der Waffen entledigt. Dem Feldweibel Staffler und beiden Unteroffizieren fiel es äusserst schwer, sich der handlichen, schönen Pistolen zu entledigen. Zuerst wollten sie sie behalten, aber schliesslich siegte doch die Vernunft.

Auf österreichischer Seite stiegen wir dann den schmalen Bergpfad hinab. Lange marschierten wir talwärts. Da erkannten wir erst, in welcher Höhe unser Gamssteig zum Grenzbächlein geführt hatte. Nun ging's aber eilig zickzack bergab.

Allmählich tauchten die ersten vereinzelt Höfe vor uns auf. Bald wurde die Gegend angenehmer und auch dichter besiedelt. Bei einer Scheune wollten wir kurz Rast halten. Da kam ein Bauer schwitzend mit schwerem Rucksack vom Tal herauf. Er verstand sofort, dass wir auf dem Heimweg waren, und setzte sich zu uns. Im Gespräch berichtete er von einer Tragödie an der Drau. Mitte zwanzigtausend Hitler-treue Kosaken vom Don seien samt Familien, Tausenden Pferden, Waffen und Fahrzeugen der deutschen Wehrmacht bei deren Rückzug ins Drautal gefolgt. Die reinste Invasion!

Ich blickte meine Kollegen an: «Wir waren zur selben Zeit dort unterwegs, haben eigentlich nichts gemerkt.» Feldwebel Staffler meinte, dass sich die Kosaken als Freunde Hitlers offen zeigen konnten, wir uns jedoch höchst unauffällig verhalten mussten. Der Bauer fuhr fort: «Als dann die Briten in Lienz einzogen, wurden diese stürmisch begrüsst..., aber die Kosaken sind nun in grösster Gefahr. Sie sollen in die Heimat zurückgeschickt werden, was deren sicheren Tod bedeuten würde.» Tragisch, wie wird diese Geschichte wohl ausgehen?

Später, ich war schon zu Hause, erfuhr ich von meinem Bruder, der in Lienz wohnte, dass dort östlich der Stadt, in der Peggetz, schottische Verbände sehr grausam mit Gewehren und Holzknüppeln auf die Kosaken losgegangen waren. Verfolgte seien erschossen und totgetrampelt worden, hätten den Freitod gewählt oder versucht, sich durch einen Sprung in die Drau zu retten. Später wurden über zweiundzwanzigtausend Kosaken gewaltsam aus dem Drautal an die Sowjets und somit dem sicheren Tod ausgeliefert.

Wir verabschiedeten uns und zogen schweigend weiter. Schliesslich gelangten wir zu einem Bergdörfchen.

Gleich suchten wir einen grösseren Hof auf und bestürmten die Bäuerin, uns ausgehungerten Soldaten etwas zu kochen. Gastfreundlich, wie sie

war, bereitete sie ein Essen und bot uns auch noch den Stubenboden als Nachtlager an. Übermüdet schliefen wir auf den Dielenbrettern gleich ein.

Am nächsten Morgen berieten wir uns über den äusserst gefährlichen Weitermarsch. Nur nicht den Amerikanern zu nahe kommen! Wir wanderten bergab und kamen endlich mittags in der Talsohle an. Schauten wir jedoch nach Vierschach hinüber, sahen wir die Strassen und Wege voll besetzt mit amerikanischen Jeeps und Panzern. Nein, wir mussten nun auf der orografisch linken Talseite der Drau bleiben, auf der wir uns bereits befanden.

Vor uns tat sich ein Taleinschnitt auf, den es zu durchqueren galt. Dann ging es gleich wieder bergan. Eine etwas ungemütliche Gegend zum Wandern! Im Vorbeigehen grüssten wir das Pfannhorn und stiegen ins Silvestertal ein. Ein Stück schritten wir talauswärts, aber bald schon erwies es sich als zu gefährlich. Also nichts, wie eiligst wieder bergan stapfen. Es wurde Abend. Endlich erreichten wir den hoch gelegenen Weiler Frondeigen im Silvestertal, das bei Toblach abzweigt. Hundemüde klopfen wir an die Tür eines Berghofes. Als wir die Stube betraten, erblickten wir sofort zwei fremde Soldaten in Polizeiuniform. Wir erschrakten. Da erkannte ich gleich einen. Es war der Rader-Toni, Anton Mutschlechner, aus Niederolang. Na sowas! Das war eine Freude! Sein Kollege stammte aus Weitental. Sie kamen aus der Cortine- ser Gegend und wollten auch nach Hause. Die gastfreundliche Bäuerin bewirtete uns, und wir durften dann in der Scheune, im weichen Heu, übernachten. Ich besprach mit meiner Gruppe, dass wir uns bei Welsberg trennen müssten. Wir drei, der Olang Toni Mutschlechner, sein Kollege und ich mussten dort unbedingt, wahrscheinlich unter grösster Gefahr, die Staatsstrasse überqueren. Olang liegt eben auf der anderen Talseite.

Es war ein Abschied, der zu Herzen ging. Mein Vorgesetzter und Lieblingskamerad sah dies höchst ungern. Wir hatten uns doch stets so gut verstanden. Abgehärtet, wie wir waren, hatte uns der Hunderte Kilome-

ter lange Fluchtweg doch sehr verbunden. Da ist man nicht mehr nur ein Schicksalsgenosse!

Wir sahen uns schweigend an,... mein geschätzter und inzwischen auch vertrauter Feldweibel und wir schwiegen. Es musste aber sein. Ein langer Händedruck, und wir schlugen getrennte Wege ein.

Zu dritt marschierten wir nun bergan, den Niederdorfer Berg entlang, bis wir hungrig und müde zu den hoch gelegenen Höfen oberhalb von Welsberg gelangten.

Wir trafen die Hausfrau vor dem Hause.

«Grüss Gott, Bäuerin, dürfen wir bei euch ein bisschen rasten?» Sie sagte kein Wort, sondern blickte uns grimmig an.

«Bäuerin, horcht, hättet Ihr nicht einen Rest vom Mittagessen übrig? Wir haben einen leeren Magen und sind hungrig. Bittschön, irgendetwas, vielleicht auch nur ein Stück Brot.»

«Nein, immer sollte man nur geben. Solche *Strabanzer* kommen öfters vorbei, und alle betteln! Ich habe nichts!», antwortete sie schnippisch.

«Bäuerin, Euer Mann ist wohl nicht im Krieg?»

«Nein, was soll das!»

«Euer Sohn auch nicht.»

«Nein, warum?»

«Bäuerin, Bäuerin, so ein hartes Herz! Bitte kocht uns zumindest eine einfache, dünne Wassersuppe! Wir haben bis jetzt nur Wasser getrunken.»

Und wirklich ..., nach einer Weile brachte sie uns einen Teller einfachster Suppe und eine dünne Scheibe Brot. Im Nu hatten wir alles ausgelöffelt. Sofort fragten wir nach unserer Schuldigkeit. Alle drei zogen wir die Geldtasche. Erstmals haben wir fürs Essen bezahlt. In Slowenien wollte keine Hausfrau von uns ein Geld annehmen, obwohl wir eigentlich Feinde waren. In Kärnten und Osttirol ebenso. Die Bäuerin, in deren Stube sich das Lazarett befand, fiel mir ein. Sie hätte wohl einen Orden für ihre Hilfsbereitschaft und Tapferkeit verdient. Wir haben viele herz-

liche, fürsorgliche und freigiebige Frauen erlebt, die uns ein Frühstück angeboten hatten. Alles edle Frauen, die uns erschöpfte, unterernährte, bis auf die Knochen abgemagerten Soldaten umsorgten. Nun erwartete uns der gefährlichste Abschnitt der langen und beschwerlichen Heimkehr. Es hiess bald die durch die *Amis* gut bewachte und kontrollierte Staatsstrasse zu überqueren. Wir warfen einen Blick nach Welsberg hinunter. Nein, das Dorf war für uns viel zu riskant. Es wimmelte dort nur so von amerikanischen Soldaten und Fahrzeugen. Einfach unmöglich!

Was nun?

Vielleicht war es am besten, vorerst durch den schützenden Wald Richtung Gsieser Tal zu wandern und auf eine geeignete, ruhige Stelle zu warten, um dann die Staatsstrasse zu überqueren.

Jetzt,... jetzt ist es aus!»

Dem Tod ins Auge gesehen

Auf der Winkelbrücke überquerten wir den Bach und wanderten nach Taisten hinaus. Gefährliche Kriegsfahrzeuge standen dort auf dem Dorfplatz. Eiligst machten wir einen weiten Bogen um das Dorf. Das vorletzte Haus und deren Bewohner waren mir bekannt. Für die Familie dort hatte ich bereits öfters gearbeitet.

.Kommt, kehren wir da ein, die Hausleute kenne ich! Sie können uns am besten einen sicheren Weg nach Olang raten!»

In der Stube sass der Hausherr. Ehe ich ihn grüssen konnte, schnauzte er uns wütend an: «Ihr Gauner und Verbrecher! Wo kommt ihr überhaupt her? Bestimmt habt ihr was ausgefressen!» Er dachte nach, ehe er sich erhob.

Ja, da stimmt doch etwas nicht, denn vom Krieg ist noch niemand entlassen worden. Na wartet, euch muss ich sofort den *Amis* melden!» Schon war er bei der Tür.

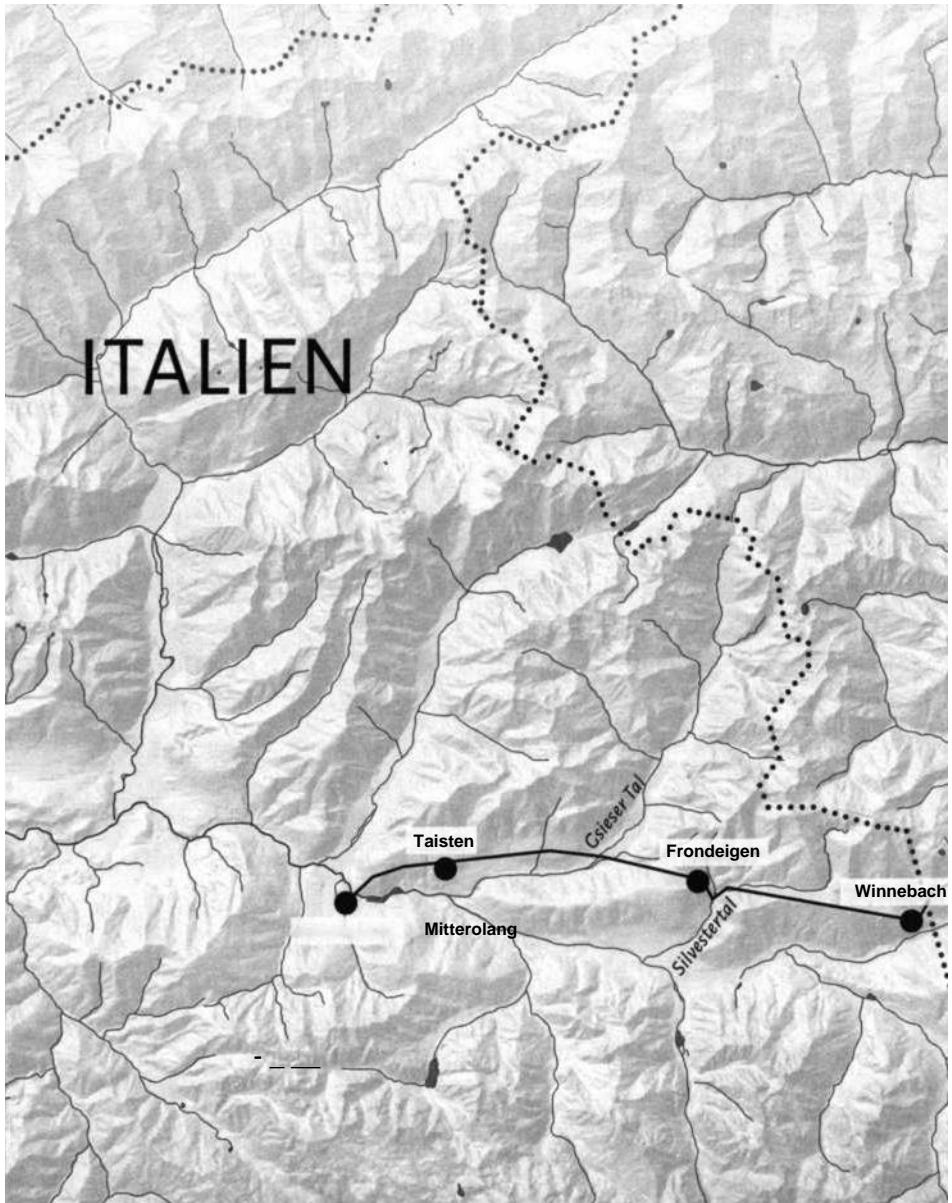
-Hans, schau mich doch an und denk einmal nach! Du müsstest mich eigentlich kennen. Ich bin der Schneider-Ernst aus Mitterolang. Vor dem Krieg hab' ich dir einen Anzug und deinen beiden Schwestern Kostüme genäht.»

Er erschrak und betrachtete mich aufmerksam. Ja, endlich erkannte er mich. Ihm missfiel jedoch die Polizeiuniform meiner beiden Begleiter. «Horch, ich gehöre zur Gebirgstruppe der deutschen Wehrmacht und trage das Edelweiss, und meine beiden Kollegen sind bei der Polizei. Zufällig sind wir uns gestern begegnet. Wir haben nichts verbrochen, sondern wollen nur noch heim!» Nun war der Schock vorbei, und Hans hatte sich beruhigt.

.Rate uns bitteschön einen geeigneten und sicheren Weg über die Rienz, damit wir auf die Olang Talseite kommen!»

Endlich wurde er freundlicher. Nachdem er über verschiedene Möglichkeiten nachgedacht hatte, erklärte er: «Gleich nach Welsberg ist die

Rückmarsch, zuerst Auftrag, dann Flucht





Rienz schmal, aber tief. Dort ist zwar keine Brücke, aber Bretter sind als Steg über den Fluss gelegt worden. Ansonsten müsst ihr es weiter unten versuchen: Durch das dort recht breite, aber flache Gewässer könntet ihr gut hinüberwaten!» Er schüttelte nachdenklich den Kopf. «Das Gefährlichste für euch ist aber das Überqueren der Strasse. Die *Amis* fahren den ganzen lieben Tag mit ihren Jeeps auf und ab. Nur nachts wird es ruhiger.» Den schmalen Fussweg von Taisten ins Tal hinunter, Marchenzäune genannt, kannte ich.

«Nicht für ungut, Ernst!», entschuldigte er sich noch für sein anfängliches Verhalten.

Wir dankten für die Auskunft und schritten mit neuen Kräften den Berg hinab. Alles blieb ruhig, und keine Menschenseele war anzutreffen.

Bevor man die Landstrasse sehen konnte, vernahmen wir bereits die dröhnenden Automotoren der Besatzer. Schnell verkrochen wir uns hinter Hecken.

«Olang, du bist so nahe, aber werden wir es überhaupt schaffen, heil über die lebensgefährliche Strasse zu kommen?»

Ich erklärte meinen beiden Begleitern, wie wir nun vorgehen sollten: Die Strasse in Windeseile überqueren, am Rand zehn bis fünfzehn Meter zurück Richtung Welsberg laufen, dann die steile Böschung zur Rienz hinunter, sie über den Brettersteg überqueren und dann sofort im Wald verschwinden.»

Endlich wurde es ruhig. Wir standen an der Strasse, spähten nach links und nach rechts. Nichts rührte sich. Gleichzeitig sprangen wir auf und rannten die kurze Strecke am Wegrand entlang. Da schoss auf einmal vor uns ein Ami-Jeep aus der Kurve heraus. Der Fahrer erblickte uns, bremste derart, dass es den Karren fast auf die Nase stellte. Einen knappen Meter vor uns kam er zum Stillstand. Eiligst liefen wir noch die paar Meter dem Strassenrand entlang, um zur rettenden Böschung zu kommen.

Inzwischen war der dunkelhäutige Soldat aus dem Wagen gesprungen. Mit der Maschinenpistole in den Händen lief auch er die Böschung ent-

lang und spähte zur Rienz hinunter. Wir hatten vielleicht zehn Sekunden Vorsprung. «Himmel, was nun?» Gelähmt vor Schreck, ein Bein knietief im Wasser, das andere auf einem Stein, stand ich wie angewurzelt. Die Hälfte meines Gesichtes war von einem Erlenast verdeckt.

«Keine Bewegung, nicht einmal mit den Augen zucken!», dachte ich. Der Schwarze oben am Strassenrand, die MP im Anschlag, ging ein paar Schritte nach links, dann wieder zurück nach rechts und starrte plötzlich zur Erle herunter. «Jetzt,... jetzt ist es aus!», dachte ich. Ich registrierte jede seiner geringsten Bewegungen. Sicher sah er auch mich. Ich war Zielscheibe seiner MP.

Kein Schuss, keine Salve knatterte. Ich verstand das nicht. «Will er mich etwa quälen?»

Ich fing an zu zittern, in der Kehle wurde es eng, und meine weichen Knie schlotterten. Ich konnte mich kaum mehr auf den Beinen halten. Todesangst... Da drehte der Schwarze auf einmal um, eilte zum Jeep, wandte ihn blitzschnell um und brauste im Höllentempo Richtung Welsberg davon.

«Burschen, Burschen, wir müssen eiligst verschwinden. Er holt jetzt Verstärkung!», mahnte ich. Mit schwachen Beinen rannten wir noch die fehlenden zehn Meter bis zur Engstelle der Rienz. Gott sei's gedankt, die Bretter waren noch darübergerlegt. Nichts als schnell über den Fluss! Dann kam endlich dichtes Gestrüpp und der erlösende Wald.

Inzwischen hörten wir gewaltiges Heranbrausen von sieben, acht schnellen amerikanischen Jeeps. In Kriegsstellung besetzten sie ein ganzes Strassenstück. Wild fuchtelten die Besatzer mit den Waffen um sich und schossen kreuz und quer in die Sträucher der Böschung. Dann stiegen sie wieder in ihre Jeeps und brausten Richtung Welsberg davon. Uns hatten sie nicht mehr entdecken können. Wir hockten zitternd und hechelnd in sicherer Deckung. Zuerst einmal hiess es tief durchatmen und sich vom Schreck und Zittern erholen, ehe wir genug Kräfte für die letzte Strecke des weiten Heimweges hatten.

*«Die Amerikaner sind gemütliche Leute,
nehmen das Postenstehen nicht sehr
ernst.»*

Endlich daheim



llmählich beruhigten wir uns wieder. Das war wirklich knapp gewesen! Ein Glück, ja ein Wunder, dass wir heil die Olinger Talseite erreichen konnten. Nun würden wir es wahrscheinlich auch schaffen, unbehellig nach Hause zu kommen.

Ich hatte wohl ein Heer an Schutzengeln: In Graz den argen Bombenangriff im Herbst 1944 unbeschadet überstanden, im gefährlichen Partisanengebiet stets ein gutes Auskommen mit der Bevölkerung gepflegt und die Hungerblockade im März 1945 in Rogaska Slatina, beinahe bis an die Knochen abgemagert, überlebt. In Slowenien dann die Sprengung des Zuges mit nur einigen Schrammen überstanden. Trotz mangelhafter Nahrung genügend Kraft bis ans Ufer der Drau zu marschieren und mit der letzten Fähre noch Kärnten zu erreichen. Was für ein gnädiges Geschick, den nahen Kugelhagel durch Angriffe von Tieffliegern unverletzt zu überstehen! Gott sei es gedankt, dass wir der gefürchteten SS entweichen konnten, die uns als letztes Aufgebot gegen die feindliche Übermacht einsetzen wollte. Schliesslich schaffte ich auch die entbehrungsreiche, anstrengende und gefährliche Flucht. Nun würden mir wohl kaum mehr grosse Gefahren drohen.

Als wir uns von der Todesangst und den Anstrengungen einigermaßen erholt hatten, ging's den Berg steil hinan, um dann den Weg vom Welsberger Ried über die Anhöhe «Salla» nach Olang hinunter zu erreichen. Seit Tagen war ich mit meinen Gedanken längst schon zu Hause. Abends der Letzte, morgens der Erste galt meiner Familie, Marianna und den beiden kleinen Töchtern. Bereits seit fünf Wochen hatte ich von ihnen keine Nachricht mehr erhalten. Hoffentlich hatte der Krieg in Olang keine Wunden geschlagen! Über alles machte man sich so seine Gedanken.

Mit neuer Kraft marschierten wir nun den Berg hinauf. Oben lichtete sich der Wald, und der breite Olinger Talkessel mit seinen drei Dörfern, umgeben von grünen Feldern und Wiesen, lag uns zu Füßen. Auch ein abgehärteter Kämpfer kann nach all dem Schrecklichen noch vor Freude und Rührung nasse Augen bekommen. «Fast am Ziel!», jubelten Tondi und ich und klopfen uns auf die Schultern.

«Schaut, die schöne Heimat, unser Zuhause! Die leuchtenden Felsen der Dolomiten, die gepflegten Äcker und blühenden Gärten!», schwärmte ich.

Die Freude übermannte mich, und erstmals fühlte ich Tränen auf den Wangen.

Bald gelangten wir zum kleinen Weiler Salla. Auf dem Acker neben dem ersten Berghof setzten drei Frauen und ein Mann gerade Kartoffeln.

Ich erkannte sie sofort und grüsste freudig. Da trat der Bauer auf mich zu und meinte: «Sie gehen falsch, Sie müssen in diese Richtung!», und deutete gegen Welsberg.

«Nein, Peter, wir kommen von dort und wollen nach Olang hinunter! Wie sieht es dort aus?»

Er sah mich erstaunt an: «Was, du kennst mich?»

«Ja, vor dem Krieg habe ich für dich, deine Frau und die Töchter, die hier Kartoffeln setzen, gearbeitet!»

Eine ganze Weile musterte er mich: «Ja, bist du vielleicht der Schneider-Ernst?»

«Ja genau, der bin ich immer noch, wenn auch abgemagert bis auf die Knochen, bärtig und schmutzig.»

«So, dann kommt nur gleich herein, damit ihr etwas zwischen die Zähne kriegt!»

Das liessen wir uns, geschwächt wie wir waren, nicht zweimal sagen. Die freundliche Hausfrau meinte, die Reserven seien nahezu aufgebraucht, da täglich hungernde Soldaten vorbeikämen, aber man gäbe gerne jedem eine Kleinigkeit.

Bald darauf kredenzte sie uns eine Flasche Wein und stellte einen Teller mit Käsebroten auf den Tisch. Das war für uns wahrlich ein Festessen, denn wir hatten tagsüber nichts gegessen. Nur der Wein stieg uns geschwächten und unterernährten Kriegsheimkehrern gefährlich zu Kopfe. Der Wirt erzählte, dass in den Dörfern unten alles in Ordnung sei.

«Die Amerikaner sind gemütliche Leute, nehmen das *Postenstehen* nicht sehr ernst.»

«*Postenstehen*, stimmt eigentlich nicht», lachte er, «sie sitzen den ganzen Tag auf einem Stuhl, die Zeitung in der Hand und im Munde eine Zigarette. Rundherum spielen Kinder, die bitten, einmal zu schießen! Uniformierte Soldaten dürfen ihnen allerdings nicht in die Quere kommen. Das könne gefährlich werden.» Wir bedankten uns bei den gastfreundlichen Wirtsleuten für die kräftigende Jause und besprachen das letzte Wegstück. Nun würden auch wir drei uns trennen müssen.

Tondi und ich berieten uns. Ich schlug den beiden Wegkameraden vor, dem Wald entlang den ganzen Olinger Talkessel zu queren und erst beim Geiselsberger Bach hinaus nach Niederolang zu wandern. Dort war ja das Heimathaus vom Tondi. Sie verabschiedeten sich und zogen los.

Weil ich zunächst nach Oberolang, ins Haus meiner Schwiegereltern wollte, fragte ich den Wirt nach dem Wachposten dort.

«Nein, du musst an keinem vorbeigehen, aber in der Nähe, ja da sitzt ein Wachmann auf dem Stuhl und liest Zeitung. Achte, dass er gerade liest, und du kommst sicher weiter.»

Nach einer halben Stunde schlich ich mich vorsichtig ins Dorf hinein. Ich vermutete ihn an der Wegkreuzung, wo ich links abbiegen musste.

Ja genau, der amerikanische Wachpolizist sass dort, die Zeitung in Händen und den Rücken mir zugewandt. Flink, mit ein paar gewagten Schritten schlich ich hinter ihm vorbei und dann schnell weiter zum Heimathof meiner Frau. Eiligst bei der Haustür hineingeschlüpft und... endlich in Sicherheit!

Mit meinem langen Stock klopfte ich an die Stubentür, stiess sie auf und rief: «Grüss Gott, jetzt bin ich wieder da!»

Die Schwiegereltern und Schwägerin Emma erschrakten so gewaltig, dass sie keinen Laut hervorbrachten. Sie rissen die Augen auf, erkannten mich dann und waren sprachlos. Sie konnten meine Heimkehr nicht glauben. Darauf gab es eine herzliche Begrüssung. Ein Dienstbub lief sofort nach Mitterolang, meine Frau zu holen.

Überglücklich kam sie bereits nach einer halben Stunde zur Tür herein. Mich so plötzlich und heil anzutreffen, grenzte an ein Wunder. Was hatte sie sich doch für Sorgen um mich gemacht! Das Glück der gesunden Heimkehr vom Kriege mussten wir erst einmal fassen. «Wo sind die Mädchen?», fragte ich dann.

«Siewarten daheim auf dich. Nachts haben beide immer in deinem Bett geschlafen, nicht ohne vorher andächtig für eine gesunde Heimkehr zu beten», berichtete Marianna.

Emma brachte mir dann Hose und Hemd vom Schwager Erwin. Was für ein Gefühl, die schmutzige, abgetragene Uniform ausziehen zu können! «Ade, ihr schäbigen Klamotten! Ich habe mit euch zwar den Krieg verloren, aber meine Heimat gewonnen!»

Ich konnte es einfach nicht glauben, dass es Wirklichkeit war, heil zu Hause angekommen zu sein. In Zivilkleidung, an der Seite meiner Gattin ging ich nun gelassen beim Wachposten vorbei. Endlich konnte ich meine Kinder Wiedersehen! Sie erkannten mich anfangs nicht wieder, so bärtig und schmutzig, gebräunt und abgemagert bis an die Knochen war ich. Die siebenjährige Elsa blickte mich forschend an, sprang mir dann entgegen und liess sich umarmen. Die fünfjährige Rita hingegen fürchtete sich und verkroch sich hinter Marianna.

Bald aber war das Eis gebrochen, und beide kuschelten sich selig an mich.

Sie stellten mir Fragen über Fragen, die ich gar nicht so schnell beantworten konnte.

Endlich zu Hause, bei Frau und Kindern, das heisst man Glück haben, ein wonniges Gefühl und nicht mehr sich ängstigen müssen, was für ein verrücktes Ende dieser unheimliche Krieg noch bringen würde. Nach einer Woche bereits kamen die ersten Kunden. Eine Hose, ein Anzug oder sogar ein Kostüm wurden bestellt. Es gab fast nichts zu kaufen, und alles kostete nun beinahe das Zehnfache. Sogar einem amerikanischen Offizier musste ich die Uniform ändern.

Ich hätte allen Grund gehabt, glücklich und zufrieden zu sein. Dem war aber nicht so: Noch lange spürte ich eine innere Leere, war mit mir selbst unzufrieden, als steckte ich in einer anderen Haut. Ja, der Krieg hatte mich gewaltig verändert. Vorher war ich anders. Der Drill, das Soldatenleben, der Kampf ums Überleben und die gefährliche Flucht, all das Leid, das ich erlebte, ja dies alles hatte mich umgeformt. Nichts konnte mehr wie früher sein. Ich selber war mir schon bewusst, mein Soldatenschliff und Preussendrill würden nicht auf Anhieb verschwinden. Da musste ich schon tüchtig mithelfen, unter die Leute gehen, mit Frau und Kindern viel spazieren und ab und zu ein Theater besuchen. Auch an Unterhaltungen teilnehmen und, wenn möglich, mit der Zeit nicht mehr an den grauenvollen Krieg zurückdenken.

Ich hoffe, diese Belastung und auch die tiefe Trauer um meine beiden gefallenen Brüder überwinden zu können. Irgendwann, wenn ich wieder den inneren Frieden gefunden habe, werde ich mit meiner Familie glücklich und zufrieden in die Zukunft blicken und diese auch bewältigen können.

Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg.

Ernst, 25.1.2000

Ich stellte mich den alliierten Behörden in Bozen und erhielt am 6. Juli 1945 die Entlassungsbescheinigung aus dem Hauptquartier der 349sten Infanteriedivision der US-Armee Dr. Wagner, Major HEADQUARTERS 349th INFANTRY.

no. 650
moglie: 634
Mod. Ad/1

PREFETTURA DI BOLZANO

UFFICIO REVISIONE OPZIONI

1046
N. 34350 /1

Bolzano, 18 novembre 48

Al Signor SINDACO

RASUN VALDAORA

OGGETTO: Revoca dell'opzione per la Germania da parte di optanti **non naturalizzati** (art. 1 del D.L. 2 febbraio 1948, n. 23).

Avendo la persona sotto indicata dichiarato di revocare, ai sensi dell'art. 1 del D. L. 2 febbraio 1948, n. 23, l'opzione per la cittadinanza germanica, a suo tempo effettuata sulla base degli Accordi italo-germanici del 1939 e anni seguenti,

si dispone

a norma dell'art. 19, punto 1°, del precitato D. L.

I. - **La formale notifica** al dichiarante della conservazione della cittadinanza italiana, da parte sua e di coloro cui si estendono gli effetti delle dichiarazioni di revoca:

II. - **La cancellazione della menzione dell'opzione**, con la formula "OPZIONE CANCELLATA PER REVOCA N. 34350 /1 in data 28.4.48", da eseguirsi:

- a) nella "scheda individuale, del capo famiglia e in quelle dei suoi componenti;
- b) nel "registro riassuntivo degli optanti per la cittadinanza germanica, nello spazio in bianco riservato alle colonne 18 e 19.

III. - Curati tali adempimenti, dovrà esserne subito data **assicurazione a questo Ufficio**, citando il numero e la data della presente.

La cancellazione di cui al punto II. deve essere eseguita nei confronti, sia del dichiarante, sia dei suoi familiari che conservano la cittadinanza italiana per effetto della suddetta dichiarazione e, pertanto, delle seguenti persone:

DICHIARANTE: NEUMHAUSERER ERNESTO di di Giuseppe
 e di Huber Elisabetta fu nato il 28.4.48 8.12.1912.
 e fu abitante in Valdsora di Mezzo Via Frazione n.
 MOGLIE : Niedermaier Marianna
 FIGLI : Elsa - Rita

1c

La presente è indirizzata a codesto Comune ove l'interessato ha reso la dichiarazione di revoca dell'opzione.

Si possono, tuttavia, presentare le seguenti circostanze, allorchè l'interessato, la moglie o i suoi familiari a seconda dei casi:

- abbiano optato, a suo tempo, in altro Comune,
- abbiano residenza in altro comune,
- siano nati in altro Comune,
- siano iscritti nel registro dei cittadini italiani presso altro comune,
- abbiano contratto matrimonio in altro Comune.

In tutti questi casi, la S.V., curati gli adempimenti di propria competenza, vorrà dare comunicazione delle suddette disposizioni a tale Comune, per le annotazioni di sua spettanza - con lettere che trasmetterà, per conoscenza, a questo Ufficio - avvertendolo di date, ad adempimenti eseguiti, l'assicurazione del caso a questo Ufficio.

Si richiama, comunque, l'attenzione di codesto Comune sulla circolare 6 settembre 1948, n. 15051 Opz. I°, che contiene precise disposizioni per l'esecuzione degli adempimenti di cui alla presente.

CERTIFICATE OF DISCHARGE
Entlassungsschein

I
PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

ALL ENTRIES WILL BE
MADE IN BLOCK LATIN
CAPITALS AND WILL BE
MADE IN INK OR TYPE-
SCRIPT

Dieses Blatt muss in folgender
weise ausgefüllt werden
1 In lateinischer Druckschrift
und in grossen Buchstaben
2 Mit Tinte oder mit
Schreibmaschine

SURNAME OF HOLDER NEUNHAUSERER
Familiennamen des Inhabers

DATE OF BIRTH 8TH DEC. 1912
Geburtsdatum (DAY/ MONTH/ YEAR)
—Tag, Monat/ Jahr)

CHRISTIAN NAMES ERNST
Vornamen des Inhabers

PLACE OF BIRTH OLANG
Geburtsort

CIVIL OCCUPATION K 37 TAILOR
Beruf oder Beschäftigung

FAMILY STATUS—SINGLE † Ledig
Familienstand MARRIED Verheiratet
WIDOWER Verwitwet
DIVORCED Geschieden

HOME ADDRESS Strasse -----
Heimatanschrift Ort OLANG
Kreis BRUNICO
Regierungsbezirk/Land/
BOLZANO

NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS
Zahl der minderjährigen Kinder TWO

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF
MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTI-
CULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE
I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ
AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO
PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL
FORM D 1)

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen,
dass die obigen Angaben wahr sind
Ich bestätige ausserdem dass ich die „Anweisung
für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher
Organisationen“ u s w (Kontrollblatt D 1) gelesen
und verstanden habe

SIGNATURE OF HOLDER Ernst Neunhauserer
Unterschrift des Inhabers

II
MEDICAL CERTIFICATE
Ärztlicher Befund

DISTINGUISHING MARKS NONE

Besondere Kennzeichen

DISABILITY, WITH DESCRIPTION NONE

Dienstunfähigkeit, mit Beschreibung

MEDICAL CATEGORY GENERAL SERVICE

Tauglichkeitsgrad

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOW-
LEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTI-
CULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE
AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR
SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR
CONTAGIOUS DISEASE

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen,
dass die obigen Angaben wahr sind, dass der Inhaber
ungezeffterfrei ist und dass er keinerlei ansteckend
oder übertragbar Krankheit hat.

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER Dr. Willy Gesche
Unterschrift des Sanitätsoffiziers

NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER
IN BLOCK LATIN CAPITALS DR. WILLY GESCHE MED. COL.

Zuname/ Vorname/ Dienstgrad des Sanitätsoffiziers
(In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben)

P T O
Bitte wenden

† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
Nichtzutreffendes durchstreichen

Glossar

A	Adunata	Aufstellung
	Allieve Caporale	Anwärter Gefreiter
	Aimer	Senner
	Amis	Amerikaner
	Attenti-Klopfen	Habt-Acht-Klopfen
	auf-undabschinden	mühseliges Schleppen
B	Bims	Brot
	Branda, Brande	Feldbett
	Buon giorno	Guten Tag
	Buona sera	Guten Abend
C	camicianera	Schwarzhemd
	Capitano	Hauptmann
	capito	verstanden
	Carabinieri	Gendarmerie in Italien
	Colonello	Oberst
	Comando della Compagnia	Kommandatur der Kompanie
D	Deutsche	deutschsprachige Südtiroler
	Distretto	Distrikt
	Dös Hitler	Ihr Hitler
	Draufzahlen	Strafe erleiden
	Drillich	strapazierfähiger Stoff
E	Ernesto, fa una domanda, ti aiuto!	Ernst, schreib ein Gesuch, ich helfe dir!
F	Fanti Reggimento	Infanterie-Regiment
	Finanzier!	Finanzpolizist
G	Camssteig	hoch gelegener, schmaler, gefährlicher Steig, von Gämsen genutzt
	Geheimnisträger	Personen mit Zugang zu vertraulichen, geheimen Informationen mit Geheimhaltungspflicht
	Generale	General
	Germania	Deutschland
	Ciovinezza	Triumphhymne der nationalen faschistischen Partei
	Ciuramento	Eid
	Guardia	Wache

H	herumteufeln	herumrennen
I	lo giuro per il nostro Duce Benito Mussolini. Itteler	Ich schwöre auf unseren Führer Benito Mussolini. Hitler
J	Jajca Jo, vos well tasse n?	Eier Ja, was wollt ihr denn?
K	Kamerate Kettenhunde Kukuruzbrot	Schlafsaal Spitzname der Feldgendarmarie wegen der Plakette an der grossgliedrigen Halskette Maisbrot
L	Landser L'anno trentacinque, il cinque dicembre a Catanzaro dal 243° Fanteria Reggimento di Guerra ho fatto il giuramento per il nostro Re Vittorio Emanuele III°. E questo mi basta.	volkstümlicher Begriff für deutsche Heeres-soldaten Im Jahre fünfunddreissig, am fünften Dezember in Catanzaro beim 243- Kriegs-Fanterieregiment habe ich den Eid auf unseren König Viktor Emanuel 111. abgelegt, und das reicht für mich.
M	Maggiore Marcia Reale Model lo Salto Mortario mostrini muli	Major Triumphmarsch Modell Mörser 1935 Kragenspiegel Maultiere
N	Non basta più. Non firmo.	Es reicht nicht mehr. Ich unterschreibe nicht.
O	osteria	Schenke
P	passo romano pasta Per i nostri pez, pezzi Pfiat Gott! Piave-Marsch Piazza d'Armi Podestà Posten stehen Powidl Presentatarm Primo Tenente Provincia Alto Adige	Paradeschritt Nudeln fürdiellnsrigen Teile der zerlegten Kanone Behüte dich Gott! patriotischer Marsch Waffenübungsplatz faschistischer Bürgermeister Wache halten Pflaumenmarmelade Waffenpräsentation Oberleutnant Provinz Südtirol
Q	40 centesimi	40 Cent
R	Rakija	Schnaps

Ransch	Jause
Rasun Valdaora	Rasen Olang
Regno Italia	Königreich Italien
richiamatoallearmi	Wiedereinberufener zu den Waffen
S Schlagfluss	Schlaganfall
Schlawiner	schlampige Person
Segretario politico	politischer Sekretär
Sei fratelli e nessuno fascista!	Sechs Brüder und keiner ist Faschist!
Selchkammer	Räucherammer
Sergente	Stabsunteroffizier
Sezionecannoni	Abteilung Kanonen
Siono?	Ja oder nein?
Signori no!	Nein, Herren!
Sono io	Das bin ich.
Silenzio-Blasen	musikalische Ankündigung der Nachtruhe
Sottotenente	Leutnant
spezzatino	Gulasch
Squadra	Truppe
Stadel brücke	Rampe zum höher gelegenen Scheunentor
stiften gehen	abhauen
Strabanzer	Streuner
Streifegänge	Kontroll- und Überwachungsgänge
Sua Eccellenza	Ihre Exzellenz
Sveglia!	Wach auf!
T Tenente	Leutnant
Tenente Colonello	Oberst / Oberleutnant
testardi	Dickschädel
Truter	Truthahn
V Venezia Tridentina	im Faschismus die Drei Venetien
W Wallisch, halbwallisch	welsch, italienisch
Wiener Schnitt	spezielles Schnittmuster für Geh rocke aus der K.-u.-k. Zeit

Quellen

Michael Porcher: Tirols Geschichte in Wort und Bild

Martin Kofler: Osttirol im Dritten Reich

Günther Pallaver / Leopold Steurer (Hrsg.): Deutsche! Hitler verkauft euch! Das Erbe von Option und Weltkrieg in Südtirol

Annemarie Regensburger/Angelika Pollak-Pollhammer: Ehe der letzte Schornstein fällt. Südtiroler Optanten in der Fremde

Gerald Steinacher (Hrsg.): Zwischen Duce und Negus. Südtirol und der Abessinienkrieg 1935-1941, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs Band 22

Gerald Steinacher: Vorwort zum Buch «Meine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft» von Johann Raffener

Leopold Steurer/Martha Verdorfer/Walter Pichler: Verfolgt, verfemt, vergessen. Lebensgeschichtliche Erinnerungen an den Widerstand gegen Nationalsozialismus und Krieg. Südtirol 1943-1945



Gabriele Neunhäuserer Wallnöfer

Jahrgang 1952, aus Olang im Pustertal, pensionierte Grundschullehrerin und mehrfache Buchautorin, legt nun dieses authentische Werk «Soldat unter zwei Diktatoren» vor. Es entstand aus dem schriftlichen Nachlass, den ihr Vater, Ernst Neunhäuserer, hinterlassen hat.